7. Bände in 3 ... 6 ...

<36605155640018
<36605155640018
Bayer. Staatsbibliothek
E,F

7. Bände in 3 Theil: 6 l.

46. C.

<3660515564001 8

<3660515564001 8

Bayer. Staatsbibliothek

E, F

Hess, Jonas L. v.:

Durchflüge

durch

Deutschland, die Niederlande

und

Frankreich.

Erster Band.

Zweite Auflage.

Hamburg,
bei Bachmann und Gundermann,
1796.

108/50/562

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

D u r c h f l ü g e.

Erster Band.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Zuflug

an die Leser.

In dem Augenblicke, da der Titel dieses mit allerlei, vielleicht Zuviel und doch Nichtgenug angefüllten Buches schon niedergeschrieben ist — wobei es dem Verfasser nicht mit Recht zugemuthet werden kann, ihn wieder wegzustreichen, da er, wie die Leser sehen, ganz neu ist und dem Werke angemessen figurirt, — in diesem Augenblicke fällt es dem Verfasser erst ein, daß man ihn über denselben eines Stolzes oder Eigendünkels bezüchtigen dürfte. Man kann sich in jetzigen Tagen nicht genug mit dem Publikum vorsehen. Das **Fliegen** kam bisher nur den Engeln, Teufeln, Vögeln, gewissen Insecten und den Blancharden zu. Zu keiner von diesen Klassen wünscht der Durchflieger, des-

sen Blätter die Leser hier in Händen haben, gerechnet zu werden.

Was die Blancharde betrifft, so durchfliegen sie eigentlich wenig oder nichts. Es kommt ihnen nur auf die Höhe, nicht auf den Raum an. Einige hundert Toisen Luft mehr oder weniger verschlagen dem Manne nichts, der nur in seiner Erhabenheit gesehen werden will.

Mit den genialischen Flügen verhält sichs beinahe eben so, sie mögen nun von einem guten oder bösen Geiste herrühren. Sie sind nur darauf abgezweckt, die Zuschauer staunen zu machen. Was Klopstock mit seiner Sionitin, was Mirabeau mit seinen Sophismen überfliegt, ist luftleerer Raum. Der Hörer vernimmt das Schlagen des genialischen Fittigs; der Punkt der Waile schwindet ihm blitzschnell von dannen. Aber wo der fliegende Genius geblieben, ob er irgendwo in den Gränzen des Daseyns und der Vernunft angekommen sey, davon wird ihm nichts bewußt. Es ist Höhe, nicht Raum, was solch ein Genius ersiegt. Oft überfliegt er sich selbst, und das ist eben der höchste Grad seiner genialischen Kraft. Dergleichen Ueberflüge dürfte man hier vergebens erwarten.

Die meisten Insecten, als da sind, Fliegen, Mücken, Käfer, Hummeln, Bremsen, und was von

diesem Schlage sonst noch mit Flügeln und Flügeldecken begabt ist, umfliegen eigentlich die Gegenstände nur, um sie zu umsummen, ihnen die genießbaren Ausdüftungen zu nehmen, und sie mit ihrem Miste zu beschenken. Daher verweilen die meisten derselben um Aeser und faule Leichname. Um solche Dinge herzufliegen, mag allenfalls einem leichten Insecten-Körperchen angenehm seyn; sie durchfliegen aber — dabei mögte die Nase zu sehr gefährdet werden. Wonnedüfte dieses Schlages einzuathmen, überlaße ich den berühmten Herren X, Y, Z. Was todt ist und was fault, laße ich gar zu gerne ruhen.

Wenn unter den gefiederten Bewohnern der Klüfte und Bäume einige sind, mit denen ich die Ehre der Vergleichung aushalten mögte: so müßten es die Störche und Schwalben, kurz, die Zugvögel seyn. Denn, unbekümmert um Ort und Ferne, allerlei Streife und Absätze in der Luft machen, um eines Korns oder Würmchens wegen sich müde suchen, das Gefundene dann zu Neste tragen, es verzehren oder verzehren sehen, und dann jedem, der ein Ohr hat, mit lautem Gezwitscher, Gegurre oder Tirlirili seine Freude darüber ankündigen, — mag immerhin ein sehr nützlicher Daseynszweck für

jedes Wesen seyn, das ein Nest hat; des Durchfliegens aber ist diese Weitläufigkeit nicht werth.

Doch auch die Zugvögel muß ich von meinem Spiegel wegscheuchen. Ihre Wanderschaft, die sie zu gewissen, ihnen eigenen, Zeiten des Jahrs anstellen, hat nicht das Wandern selbst, es hat ja nur das Nest zur Absicht, das bekannte Nest, das von ihnen erst am Ende der letzten Wanderungszeit verlassen wurde. Das Prädicat des Durchfliegens lassen sie sich zwar nicht nehmen. Weil sie aber solches nicht als Zweck, sondern blos als Mittel brauchen, um zu ihrem Zwecke, dem Neste, zu gelangen; weil sie nur auf eine kurze Zeit wandernde, und den größten Theil ihres Lebens nistende Vögel sind: so bin ich wol berechtigt, sie als Durchflieger, als Geschöpfe meines Gleichen, unvollkommen zu nennen, und mich von der Vergleichung mit ihnen loszuwinden.

Wer bei den Herrnhuthern zum Durchbruche gelangen will, muß sich alles Irdischen entschlagen haben. Wer ein treuer, unparteiischer und unverdrossener Wanderer seyn will, muß auf kein Nest Rücksicht zu nehmen gezwungen seyn. Die Wanderschaft muß des Wanderns selbst wegen angestellt werden, nicht der Zuhausekunft halber. Wer, wenn er etwas thun will, zu fürchten oder

zu achten hat, was Paulus oder Kephas dazu sagen werde, der hat Ketten an den Gliedern, und handelt nicht allein, Paulus und Kephas handeln mit und durch ihn. Wer, wenn er ausgeht, den bestimmten Punkt: von wannen? und den eben so bestimmten Punkt: wohin? in den Augen und im Gedächtniß hat, der kann, was er sieht, nur in der Beziehung mit jenen beiden Punkten erblicken: er sieht die Sonne nicht selbst, sondern ihr Bild durch die Gläser seines zurechtgeschobenen Octanten.

So reisete Nicolai, der sein Nest in Berlin unter der Stechbahn hat. Er war sich in jedem Augenblicke der Linien bewußt, die er sich in seinem Laden oder in seiner Studierstube vorgezeichnet hatte. Der Punkt: wohinaus? war ihm in der Minute seiner Abreise eben so deutlich vor Augen, als der Punkt: von wo aus? Diese Gewißheit über seinen Zweck, diese Zweifellosigkeit über die Richtigkeit seines spähenden Auges erhellte zwar seinen Blick, machte ihn aber auch zugleich bis zum Verwunden scharf. Berlin war sein örtliches, Aufklärung sein geistiges Ideal. Was sich von beiden mehr oder minder entfernte, ward nach jenem Maaßstabe gemessen, und nicht ellengerecht befunden. Daran durfte der aufgeklärte Berliner nicht denken, daß jedes Ding, wenn es gerecht

beurtheilt werden soll, seinen eigenen besondern Standpunkt verlangt; daß es verschiedene Arten Aufklärung, und verschiedene Arten Glück ohne Aufklärung geben kann; daß oft ein geringer Ort manche Vorzüge hat, von deren Annehmlichkeiten sich die vollkommene Brennenstadt an der Spree nichts träumen läßt.

Daß mir, da ich eben ein Beispiel zu meiner Behauptung nöthig habe, gerade Nicolai, und kein Anderer, verschwebt, davon ist nicht allein das die Ursache, daß meine Durchflüge oft durch solche Orte gehen, wo er gleichfalls mit dem Perspectiv gegangen ist, sondern auch, daß dieser fleißige Mann den Schild der Unparteilichkeit so oft ausgehängt, und sich wol gar zuweilen überredet hat, er wüßte ihn vor allen andern zu halten. Aber, Nicolai, wie bald durchblickt man dich an so vielen Stellen! Es ist, als wenn du wirklich das Fenster vor dem Herzen hättest, das Momus einmal zu einem sehr zweideutigen Gebrauche dem Jupiter vorschlug. Keinen Bogen deiner Reisen durchliest man, wo einem nicht Berlin, der verstorbene König, der ehemalige Unternehmer der allgemeinen Deutschen Bibliothek, der Gegner Lavaters, der Buchhändler und tausend andere Prädicate beifallen. — Soll man ihm das als Verbrechen anrech=

nen? — Nein. Denn Nicolai hat ein Nest, aus welchem alle seine Luftstreifereien ausgingen, und auf welches sie zurückgezweckt waren.

Als Contrast zu diesem Bilde, trete ich, der Verfasser dieser Durchflüge, ein nestloses Geschöpf, ins Publikum. Wo ich sehe und sehen will, da reichen mir meine eigenen unbewaffneten Augen aus, die auf nichts zurückblicken, weil im Hintergrunde keine Heimath liegt, und auf nichts vorblicken, weil in der Ferne keine Hoffnung einen Vorhang aufzuheben zupft. Kein Wort, das mir Haß oder Liebe zu meinem König, zu meiner Großmutter, *zu meinem* Aberglauben oder Unglauben, zu *meinen Obern* oder Mantelträgern, zu meinem Geldkasten, in die Feder dictirt hätte, kommt, wenn ich anders meiner selbst recht versichert bin, in diesem ersten Bande der Durchflüge vor, und hoffentlich wird diese Unparteilichkeit sich durch mehrere Bände fort erhalten. Ich versage mich von Stund an der Dinte, da ich merke, daß mir ein anders Ding, als ich selbst bin, etwas hinzuschreiben nöthigt, das nicht mit dem, was ich weiß, übereinstimmt.

Ob übrigens meine Nestlosigkeit ein Werk des Zufalls oder der Vorherbestimmung sey, von Thorheit oder weisen Grundsätzen herrühre, darüber bin

ich nicht erbötig, mich von den Lesern befragen zu lassen. Wir mögen immer eine Weile mit einander fortgehen, ohne uns hierin so ganz inniglich kennen gelernt zu haben. Genug, wenn ich versichere, daß ich bei meinen noch nicht beendigten Durchflügen eine große Menge Nester angetroffen habe, in welchen ich nicht auf Eiern zu sitzen wünsche, so warm und behäglich sie sich auch von außen anblicken lassen.

Warum schließlich diese Reisebeschreibung den neuen Titel Durchflüge führt, der Grund davon ist einziglich in des Verfassers Bescheidenheit zu suchen. Er ist gereist, wie andere Leute, die sich in einem Orte nur so lange aufzuhalten pflegen, als sie darin Geschäffte zu treiben haben, oder sich ergötzen können. In beiden Fällen lernt man den Ort blos relativ auf seine Neigungen oder Thätigkeit kennen. Mehr, als dies, kann man auch von mir nicht fodern. Meine Reisen, als Reisen, mogt' ich nicht beschreiben, weil mir die Landstraßen, die Postpferde, die Wirthshäuser fast eben so gleichgültig, als den meisten meiner Leser sind. Ich habe mich nirgendwo übereilt; denn ich wußte an keinem Ort in der Welt etwas besseres zu thun, als da, wo ich mich jedesmal befand. Aber bei alle dem kann ich keine vollständige Be-

schreibung der Städte und Gegenden, die ich durchgegangen bin, liefern. Wie oft habe ich funfzig Meilen von einer Stadt, die ich neugierig beschaut hatte, etwas Merkwürdiges von derselben erfahren, das mir bei der Beschauung entwischt war! Dies hat gemacht, daß mir so gar zuweilen der Zweifel in den Kopf gekommen ist, ob ich wol überall einen guten Reisebeschreiber abgeben dürfte. Um mich nun meines Berufs hierüber zu versichern, lasse ich diese Durchflüge, deren Name nicht sowol auf die Geschwindigkeit, als auf einige Mangelhaftigkeiten der Beschreibung zielen soll, drucken, und *erwarte*, ob sich die Leser eine Reise dabei denken wollen.

Ausflug.

Von wannen ich gekommen sey, um den ersten und die darauf folgende Durchflüge machen zu können, werden meine Leser deswegen nicht erfahren, weil sie, wenn ich den Ort anführte, daraus so gleich schließen würden, daß dieser meine Heimath sey; welches die Folge haben könnte, daß sie, nach Beschaffenheit ihrer respectiven Wohnörter, darnach den Grund oder Ungrund, die Vestigkeit oder Seichtigkeit der in diesem Werke befindlichen Bemerkungen und Beurtheilungen berechneten. Man weiß aber schon von mir, daß ich keine Heimath habe, sondern, dem Könige Melchisedek oder dem ewigen Juden gleich, ein blos menschlicher Mensch seyn will, dem allenthalben da, wo er sich befindet, nach dem unvermischten Eindrucke des Orts, wohl oder weh ist, ohne daß ihn der vorhin von ihm verlassene rückwärts, oder ein anderer, wohin er noch zu kommen hofft, vorwärts zöge. So viel

wird man bald ermessen, daß die erste Richtung der Reise von Norden nach Süden geht, eine Linie, die lange vor mir durch unzählbare Völkerhaufen in ähnlicher Tendenz beschrieben ist, und einen mehr natürlichen Abhang hat, als wenn einer in entgegengesetzter Richtung reiset, und schon deswegen verdrießlich reisen muß, weil schauerlichere Klimate seiner zur Gemächlichkeit der Luft verwöhnten Haut nicht entsprechen.

Wann ich zuerst ausging, muß ich nothwendig anzeigen, weil meine Leser sich, bei der grossen Veränderlichkeit des Wetters in der politischen Luft, an manchen Stellen, die ich beschreibe, und in welcher seit kurzer Zeit alles umgewandelt seyn mag, nicht zurecht finden würden, wenn ich ihnen nicht sagte, daß die Zeit meines Auswanderns in das merkwürdige Jahr 1789 fiel, worin die Bastille zerstört wurde. Von dieser Bastille indessen werde ich nichts erzählen; denn ich bin in dem besagten Jahre nicht nach Paris gekommen. Ungefähr drei Monate vorher, da diese ihres Urhebers würdige Pforte des Despotismus aus den Angeln gehoben wurde, trat ich meinen Weg an, und war ungefähr etwas über die Mitte des Deutschen Gebiets gelangt, als sich die erstaunten Franken und Schwaben über diese wun-

dersame Begebenheit, die sie ganz frisch aus ihren Ordinari's vernahmen, um mich her unterhielten. Wie lange ich gewandert sey, kann ich hier noch nicht beifügen; denn ich wandere noch, ob ich gleich eine Zeitlang einhalte, um das Manuscript zu säubern, das die Resultate meiner Wanderschaft enthält.

Wenn ich anzeige, daß ich meistens zu Fuße gegangen sey, um die beobachteten Gegenstände in meiner Nähe zu haben, und mich im Fortschreiten nicht durch den Bruch eines Wagenrades oder durch das Ausgleiten eines Kollnagels hindern zu lassen: so halte ich mich zugleich überzeugt, daß man mir die Beschreibung meines Fuhrwerks, Hodometers und Schließhakens nebst anderer Reise-Werkzeuge erlassen wird.

Auf solche Art versehen, äusserlich in bequeme Deutsche Tracht, und innerlich wie ein Mann von dem Charakter ausgerüstet, dem die Leser auf diesen Einleitungsblättern schon einige Kunde abgewonnen haben müssen, falle ich wie aus den Wolken vor einer Stadt nieder, von welcher ich vor dem Mai 1789 fast wenig mehr, als ihre bloße Existenz gekannt hatte, suche sie von aussen und innen kennen zu lernen, verlasse sie zuweilen mit Beschreibung des Weges, der mich zu einer andern geführt hat, zu-

weilen ohne mich um die Kluft zwischen beiden zu bekümmern, und stelle dann meinem Leser aufs neue vor Augen, was mir hier wiederum Neues und Merkwürdiges vorgekommen ist.

Wem diese Art, mit mir durch ein nicht ganz kleines Theilchen der Erde, im Norden vom mittelländischen Meere, zu gehen behagt, der wandre mit seiner Aufmerksamkeit neben mir her. Ich will für ihn sehen, hören, mich erkundigen, lesen, bemerken, raisonniren, radottiren, und ihn, je wie es fällt, aus der Ruhe stören, oder ganz sanft in den Schlaf plaudern.

Jacta est alea.

I.

Goslar.

Es war an einem Feiertage, ungefähr in der Mitte des Frühlings, als ich, meine Leser wissen schon, wie? auf einmal in eine große Ebene gelangte, die sich vor mir sanft niederwärts verlor, und an einer Reihe mittelmäßiger Berge endigte, auf deren einem zur Linken ich eine hohe Warte gewahrte, die über alle nachbarliche Berge wegzublicken schien. Die Gegend war mit Eichen und Birken in langen und gezirkelten Alleen angefüllt, lachend und frisch. Den Abhang der Berge beweideten zahlreiche Heerden. Den Bergsrücken kränzte ein dicker Tannenwald. Wo ich war, wußte ich so recht nicht. Wie ich mich langsam und feierlich, gleich einem, der von weitem einer Procession folgt, dem Gebirge näher brachte, hörte ich das Zusammenschlagen einer Menge Glocken sanften Klanges, deren Wiederhall sich an den Felsenwänden brach, in stärkerm Vollton durch die weite Ebene fuhr, und in dem, was hinter

mir zurück blieb, verhallte. Die Töne schwanden in meinem Vorüberseyn, sie starben in der Vergangenheit, der allgemeinen Gruft alles dessen, was ist und seyn wird.

Jezt weiß ich es erst, damals merkte ich nicht, wie mein Gang von Schritt zu Schritt rascher wurde. Mir ist, als hätte ich mich nahe am Hain von Dodona gewähnt, und auf den Zitterklang der zusammenschlagenden Schellenbecken gehorcht. Für mich tönte der Himmel; die ganze Atmosphäre war ein Gesang. Ich ging nicht, mein Fuß flog über des Rasens Fläche her; so leise, ich fühlte es nicht. Ich hörte mich auf des Wohlklangs mir entgegen wallendem Gefieder sanft fortschweben.

Es hatte die Nacht durch geregnet. Jezt schien die Sonne warm. Eine dicke Dampfwolke entschwebte dem Tannenhain; füllte das Himmelsgewölbe mit Balsamduft; schwängerte den Luftkreis mit Wohlgeruch. Ich athmete, ich trank Wohlgeruch. Ich hörte, ich fühlte Gesang.

Alles lag meinen Empfindungen, in welche der übersonnte Nebel flache, tanzende Bilder zurückstralte, wie verschwommen da und in gegenwärtiges Wohlseyn verthaut. Ich hatte keine Erinnerung für die Vergangenheit, kein Gedanke an Zu-

kunft machte mich irre. Ich schmeckte den lange nicht genossenen Augenblick, wo mein gegenwärtiges Glück, weder an der bangen Sorge, es zu verlieren, noch an dem Vorgefühl einer glückreichern Zukunft scheiterte. Das erstemal, wo weder die Zufriedenheit mit dem, was mich umgab, mich grämlich gegen mich selbst; noch das Behagen an meiner Selbstheit mich unduldsam gegen andere machte. Ein inniges Wohlbehagen hatte sich meiner bemächtigt; mich beherrschte eine heimliche Schätzung meines Selbst, das so in Gemeinschaft mit allen erschaffenen Wesen die Selbstgenügsamkeit des Weltenbeherrschers mehrte. Ich hatte mich dem Urwesen so nahe gebracht, daß ich nichts entheiligendes in dem Gedanken fand, auch mein Ich schwebe in einem Ringe der großen Kette des intellectuellen Alls, wo es mit allen Existenzen zusammenhängt, und sich an der Gottheit auf und nieder windet. Ich fühlte mich im Einklang mit dem Universum, mit mir selber in inniger Harmonie.

Die Erde ein rauchender Dankaltar. Ihre Brandopfer, keine absichtlich von Menschenhänden zusammengescharrte, erzwackte, rauchende Gaben, den Zorn eines beleidigten Gottes zu sühnen, noch in den vollen Kasten einer wohlhabenden Gottheit ein Scherflein zu werfen.

Ich athmete den Blütenduft gereifter Vollkommenheiten, der aus dem Füllhorn der Natur gen Himmel stieg; an Verschönerung vollendet, zur Urquelle, zum Allerschaffer zurückfloß — die Allmacht des Allmächtigen nährte.

Der ganze Erdkreis ein rauchender Dankaltar! die weite Atmosphäre eine unter ihres Schöpfers Finger ansprechende Harmonica!

Träume! zu paradiesisch für einen Erdenwaller, um über die Dauer einiger Minuten hinzureichen. Es gehört zu den gepriesenen Vorzügen der Menschheit, daß ihre Theilnehmer (die Wahnsinnigen abgerechnet) nie bis zu dem Grade verarmen können, daß sie den Sinn für das, was ihnen fehlt, verlieren. Der reichste Mensch bleibt immer arm, in Vergleich mit dem ihm gedenkbaren Reichthum, und selbst an Armuth kann der Mensch nie so reich werden, als er arm an Reichthum ist.

Am Fuße des Gebirgs fand ich mich, unter den Triften, in der Mitte meines himmlischen Orchesters. Die Heerden waren mit Glocken behangen, verschieden an Metall, je nachdem die Hütte, der sie angehörten, Kupfer, Silber oder Eisen ausbeutete. Das Umblicken der Kuh, des Stiers Wiederkäuen, das Klimmen der Ziege gaben die Töne zu diesem großen Concerte. Was in der Nähe wild, rauh

und schreiend klang, war mir in der Ferne, von der Luft geründet, gestimmt, zu Harmonien gemischt, zugetragen.

Im Schatten des Tannenwaldes stand ich an den aromatischen Quellen, die meinen Herweg mit Duft überströmt hatten. Der nächtliche starke Regen hatte das Harz der Tannen entquellt und aufgeweicht; die Sonnenstralen erhitzten ihn zu einer brennenden Gährung. Der ganze Wald glich einem angezündeten Rauchfasse.

Verstimmt durch den Verlust meiner Verzauberungen, die, so natürlich aufgelöst, zu schnell verschwanden, ging ich fürder. Nach einigen Minuten sah ich eine gethürmte, mit schwarzen Schindeln gedeckte, gleichsam in Trauer gehüllte Stadt vor mir liegen, lang hingedehnt, mit einer Mauer umfaßt, die den ganzen Anblick dem eines geräumigen, mit Leichensteinen angefüllten Kirchhofs ähnlich machte. Keine so wundersame, einzige, der Stelle, wo sie lag, weniger zugehörende Stadt hatt' ich bisher noch gesehen. Meine Phantasie hatte sich bei ihren vorherigen Arbeiten nicht erschöpft; sie war vielmehr auf dem Wege, länger zu wirken. Sie fing an, mir neue Bilder vorzuschieben. Hier, war es mir, hätten die fabelhaften Hünen der Vorzeit gewohnt, hier wären sie, der pygmäischen Nachwelt müde,

entschlummert, und ihre Nachgebliebenen hätten ihnen diese Grabhügel errichtet.

Mit diesen und dergleichen Phantasien genährt, kam ich unter das Stadtthor. Wenn ich hier, wie die Princessin Zobeide in den arabischen Mährchen, nichts als versteinerte Menschen und Thiere erblickt hätte, so wäre ich darauf vorbereitet gewesen. Den Irrgang meiner Einbildungen gewahr zu werden, bedurfte es keines Wunders, es bedurfte nur der gemeinen Niedersächsischen Stadtnatur. Wie ward mir also, als mir im Thor ein Corporal aus der Wachstube in einem befehlshaberischen Tone zurief:

„Landsmann, woher?"

In den Umständen, worin ich mich befand, war es wol keine Kleinigkeit, so angeredet zu werden. Doch besann ich mich flugs, und sagte ihm so viel von meinem Namen, und was sonst noch andere Merkzeichen meiner kleinen Existenz betrifft, als ich einem Landsmanne, wie diesem, schuldig zu seyn glaubte. Wie entscheidend ich aber auch meine gegebene Nachrichten für ihn und meinen Einzug in Goslar halten mogte, so meinte er doch (freilich nur in einer Privat-Notiz, die er mir durch ein Kopfschütteln schenkte) ich sähe mit allen meinen übrigen Eigenschaften nicht darnach aus, als ob ich würdig wäre, die von ihm bewachte alte Stadt durch meine Hineinkunft zu modernisiren.

Nicht zwar, als hätten Fasern und Lumpen um meinen Rock hergeklunkert; denn kaum war er acht Tage aus den Händen des Schneiders gewesen. Nicht, als lauschten in meiner Physionomie die Hinterlist eines Spions, oder der Queerblick eines Buschkleppers, oder die schlappe Hoffnung eines Hungerleiders. Es war bloß, weil man es in Goslar damals sehr strenge nahm. Ob die Reichsstädte durchlauchtig zu werden hoffen, wenn sie den Fürsten nachahmen?

Der Herr Bürgermeister Hartmann hatte das Departement der Aufnahme der Fremden zu besorgen. Dieser Patriot hielt die ganze Stadt Goslar für seinen Gesellschaftssaal, und die umliegende Gegend für das Vorzimmer desselben. Wer also vors Thor kam, mußte sich bei Sr. Magnificenz melden lassen und warten, bis es Hochdenenselben gefiel, ihm den Eintritt zu gewähren. Das Glück, dem Herrn Bürgermeister auf diese Art bekannt zu werden, wurde, unter vorgängiger Vergünstigung des zahnlückigen Unterofficiers, auch mir diesmal zu Theil.

Er nahm mir meinen Paß ab, der von dem Grafen * * zu * * * war unterschrieben worden, und fertigte einen Mann von der Wache mit demselben an den Bürgermeister.

So lange der weg war, unterhielt ich mich mit meinen Gedanken, die sich vorzüglich mit Bewunderung der ernsthaften Thoranstalten zu Goslar beschäftigten. Hiezu hatte ich desto mehr Zeit, da in den fünf und zwanzig Minuten, die ich im Thor, mein Schicksal erwartend, zubrachte, ausser mir und dem Corporal, in der ganzen Runde, die meine Augen umschrieben, kein menschliches Wesen zu erblicken war. Diesem sah man es an der ernsthaften sichern Mine an, daß ihm diese Gelegenheit sehr willkommen war, seine seltenste Pflicht zu erfüllen, und sich auf seinem robinsonischen Posten durch das lange Beantlitzen eines ausländischen Erdensohns zu desennuyiren. Nach Verlauf der gedachten Frist von fünf und zwanzig Minuten kam der Soldat wieder mit martialischem Schritt, marschirte gerade auf mich zu, und that an mich mit einer Stentorstimme die Frage:

„Wo ist der Herr Graf?"

„Ich weiß nicht," antwortete ich verlegen, und sah hinter mich, um vielleicht in der Laube vor der Wache einen Grafen zu erspähen.

Der Herr Bürgermeister hatte den Namen eines Grafen auf dem Passe gefunden; und wie nun so ein Mann, der sein Amt treulich verwalten will, immer mit wichtigen Angelegenheiten

umgeben ist, die seinen Kopf auf die Spitze stellen, hatte er sich die Zeit nicht nehmen können, nachzudenken, ob der Unterschreiber eines Passes, und der im Passe Beschriebene, wol Eine Person vorstellen mögen. Nach einer Voraussetzung, die ausser Goslar wol beispiellos ist, und einen ganz eigenen Andruck der Feder des Urtheilsvermögens erfodert, hatte er dem Soldaten befohlen, meine Wenigkeit wie einen Grafen zu behandeln, und die unter der Goslarschen Miliz üblichen Beinschwenkungen und Gewehrgriffe vor mir zu wiederholen. Dabei ließ er die Excellenz auf dem Passe besonders noch freundlich grüßen, und bitten, sich wohl zu divertiren.

Nach dieser Ehrenbezeugung taumelte ich durchs Thor, beinah unwissend, wer und wohin? — Ich hatte die Spur meiner selbst verloren.

Auch den Lesern wird es hier nicht unangenehm seyn, wenn sie mich ein wenig verschwinden sehen. Daher will ich mich verlassen, und von der Geschichte und Beschaffenheit der Stadt Goslar, deren Namen ich nun seit einer halben Stunde wußte, so viel ich anständiges davon erfahren habe, des breitern etwas liefern.

Zur Geschichte von Goslar.

Goslar, eine kaiserlich freie Reichsstadt, auf dem Unterharze am Rammelsberge, ward von Heinrich dem Finkler erbaut. Dies muß nach 928 geschehen seyn; denn in diesem Jahre ließ Heinrich den von ihm gefangen gehaltenen ungarischen König *) auf der Stelle, wo jetzt der Man-

*) In der Geschichte ist der Name des hingerichteten Fürsten übergangen, und es wird schwer ihn herauszufinden, da der Zeit jeder Ungarische Fürst oder Richter einen König abgab, so bald er so viel Räuber zusammenbrachte, daß er es wagen konnte, einen Streifzug in ein nachbarliches Land zu unternehmen. Während der Zeit, da so eine Bande zusammenhielt, und dies dauerte gewöhnlich so lange, als es ihr im Rauben glückte, war der Anführer unumschränkter Monarch und König. — Vielleicht war der Enthauptete gar kein Ungarischer Fürst, sondern Baierns Herzog Arnulph, der sich mit den Ungarn verband, und mit Heinrich um Deutschlands Scepter rang, von

gelhof steht, enthaupten. Die dies erzählende Geschichte benennt den Ort ein Dorf im Lattoffer Wald, voller Hütten und Bergwerke. Auf dem Fleck, wo der unglückliche Fürst sein Leben verlor, baute Heinrich einen Pallast, in welchem sein Sohn Otto, der nach ihm Kaiser wurde, Hof hielt. Kaiser Konrad der zweite versah die Stadt gegen die vielen Raubschlösser, mit welchen der Harz angebaut war, mit einer Mauer, welcher Heinrich der vierte 128 Thürme zufügte, und wovon mehrere noch unversehrt vorhanden sind. Dies war um so nöthiger, da das Gebirg von Straßenräubern wimmelte. Dieses Handwerks besonders berühmt waren die Grafen von Wernigerode, Stollberg, Mansfeld, Blankenburg ꝛc. ꝛc. ꝛc. Einem der Letztern, Namens Siegfried von Blankenburg, bekam es indessen sehr übel. Die Goslarer erwischten den Herrn Grafen im Jahr 1280,

---

diesem aber in einer Schlacht im Jahr 919 gänzlich überwunden wurde.

Daß die Stadt im Jahre 926 schon unter dem Namen Goslar, aber unbevestigt da gewesen, erhellt daraus, daß, wie Heinrich in diesem Jahre von den Ungarn bei Peuchen, unweit Wurzen, eine schwere Niederlage erlitt, er sich in die Pfalzvestung Werle, unweit Goslar, warf.

als er das Jahr vorher den Bürgern ihre Schweine und Kühe von den Weiden getrieben hatte, und eben im Begriff war, Nachlese zu halten. Sie legten ihm zur Buße auf, für seine Kosten einen Thurm zu erbauen. Dies soll der noch jezt vorhandene Weberthurm seyn, an dem die Inschrift zu lesen:

„Hättest du nicht genommen Kühe und Schweine,
„So wärst du nicht kommen hereine.“

Diese Nachricht nehme ich aus einer alten handschriftlichen Chronick, die ich zu Goslar gefunden habe, ob ich gleich gestehen muß, daß mir das lezte Wort hereine nicht sehr zur Bestättigung der Wahrheit zu dienen scheint, daß Graf Siegfried den Weberthurm auf seine Kosten habe bauen lassen; es erhellt vielmehr, daß dieser altadeliche Buschklepper in dem Thurm selbst verhaftet gewesen sey. Vielleicht war er erst neulich erbaut worden, um Gefangene darin zu verwahren, und Siegfried, der einer der ersten Missethäter seyn mogte, die darin versperrt wurden, hat die Baukosten des Thurms zu seinem Lösegelde herausrücken müssen.

Wie dem auch sey, es gereicht den guten Reichsbürgern zur Ehre, daß sie so gelinde mit Sr. Erlaucht verfuhren, und sich nicht ihres

Rechts bedienten, durch Se. Hochfürstliche Gnaden das Hochgericht, wenigstens mit seinem Wappenschilde ihren Galgen zu zieren. Denn welcher gnädige Herr würde nicht mit herzlichem Jubel Goslars ganzen Magistrat hängen gesehen haben, hätten die Bürger der Reichsstadt auch nur seine Kühe ausgemolken? Um so schnöder war die Art, mit welcher der Graf von Blankenburg seine wohlverdiente Buße zu tilgen gedachte. Kaum stand der Thurm bis zur Hälfte, als er behauptete, er sey vollendet, und nach seiner Landesweise ein ganzer Thurm. Aber die Bürger von Goslar ließen sich durch Siegfrieds Schikanen nicht irren. Sie räumten ihm ein, der Thurm sey nach seinen Landessitten vollendet, auf diese aber machten sie keinen Anspruch, nur gingen sie nicht von den ihrigen ab, die unter andern diejenigen, welche es sich einfallen ließen, ihre Stadt zu bestehlen, nach den Gebräuchen der Stadt straften.

Der Graf mußte sich demnach bequemen, noch einen Thurm zu erbauen, und dies ist der so genannte Teufelsthurm. So verdanken die Goslarer zwei ihrer Thürme der Raublust eines adelichen Nachbars, dessen Vorfahren ihre Väter so oft mit ihrem Gut und Habe sättigen mußten.

Hier will ich einmal einen Sprung in das Gebiet der historischen Moral thun, und die denkenden Leser dieses Werkchens ein wenig auf den Grund der Ursachen führen, warum die vortrefliche Deutsche Nation, immerfort auf einem unbehaglichen Mittelplatze zwischen Freiheit und Knechtschaft herum humpelnd, ihre schönen Anlagen in jenen grauen Tagen der Vorwelt nicht hat entwickeln können, und ihre Nationalgeschichte ein wahres Unding geblieben ist. Die Spuren hievon finden sich in der sonderbaren alten Verfassung, wo es zwischen den kleinen und großen Staaten Deutschlands, die von kleinen und grossen monarchischen Herrschern regiert wurden, abgesonderte Städte gab, die durch sich und mitwirkende günstige Mittel frei geworden waren, und sich durch ihre Industrie höher aufzubringen wußten, als die sie umgränzenden Fürsten und Fürstlinge. Hätte dieser Keim weiter um sich gewurzelt, hätte der träge Raubsinn gepanzerter Tagelöhner nicht jene Mittel verachtet, sein Brodt im Schweiße des Angesichts zu essen: so würde sicher das seit uralten Zeiten für frei ausgeschriene, noch immer in Sklaverei größtentheils schmachtende Deutschland zuerst frei geworden seyn, und andern Ländern das Muster einer Regierungsform gegeben haben, die ihre

Bürger nicht mit eisernem Scepter drückt, indem sie sie an Sitten und Gesetze bindet.

Man irrt wol nicht, wenn man annimmt, sämtliche Reichsstädte verdanken den Genuß der Freiheit ihrem Fleiße, ihrer Arbeitsamkeit, und der hieraus entspringenden Wohlhabenheit. Aber eben diese Wohlhabenheit ward für sie eine reichhaltige Quelle mancher harten Drangsale, und der Grund der Verarmung so vieler unter ihnen; sie lockte die Habsucht der Fürsten, die es bequemer fanden, da zu ernten, wo sie nicht gesäet, und sich von dem zu mästen, was eine fremde Hand gezogen hatte. Ließ sich ein Fürstlein mit einem Herrchen seines Gelichters in Fehde ein, und diese lief übel für ihn ab, so mußte die nächste Reichsstadt seine davon getragene Schlappe wieder ausgleichen. Kam er als Ueberwinder zurück, so drang er sich gegen Wunsch und Willen der Bürger zu ihrem Schutzherrn auf. Nicht der Beschützung; sondern des Schutzgeldes willen, versteht sich. Oft vereinigte zwei hadernde oder zum Kampf geharnischte Helden der fromme Entschluß, vor die nächste Reichsstadt zu ziehen, und sie zu brandschatzen; welcher löbliche Vorsatz gewöhnlich bis zur Plünderung ausgeführt ward. War der Fürst, Graf oder Edle, den die Raubgierde

anwandelte, zur Ausführung seines Vorsatzes zu ohnmächtig, so brachte er es durch allerlei Vorspiegelungen bei Kaiser und Reich dahin, daß die Stadt, durch welche er sich erholen wollte, in die Acht erklärt wurde. Wollte eine so geächtete Stadt nicht verhungern, (denn während der Bannzeit durfte Niemand ihr etwas zum Verkauf bringen, ohne sich der Acht theilhaftig zu machen) so mußte sie sich an den gnädigen Herrn wenden, der die Acht für sie besorgt hatte, und so viel von seiner Gnade erhandeln, daß er für sie bei Kaiser und Reich die Aufhebung der Acht erbat. Glückte dies nicht, so ward der gnädige Herr der *Soldling* eines mächtigern und glücklichern Räubers, und dann wehe der armen, vergeblich geächteten Stadt! Selten aber verfehlten die Fürsten durch jenes Mittel ihren Zweck, ja sie erreichten ihn doppelt. Denn ungerechnet, daß diese Art Brandschatzung keine Kosten erheischte, so erhandelten die Fürsten während der Zeit, daß eine Stadt in der Acht war, ihre Bedürfniße für Spottgeld, da der Landmann, gewohnt, seine Erzeugniße dem Städter zuzuführen, sie jetzt, da die Wege zur Stadt verflucht waren, in des gnädigen Herrn Hoflager bringen mußte, der gewöhnlich nichts gab, ja oft noch Weggeld dazu foderte.

Auch diese Art Ungemach ist über Goslar ergangen. 1541 am heiligen Dreikönigstage ward in der Stadt über die Stadt selbst die Acht verlesen. Dies geschah auf Anklage des Herzogs von Braunschweig, der sich darüber beschwerte, daß sich die Stadt unterfangen habe, den Görge- und Rammelsberg zu benutzen, die doch beide nicht zu ihrem Gebiete gehörten, indem sie über zwei Meilen von der Stadt entlegen wären, da, wie weltbekannt, das Stadtgebiet nicht über eine Meile von ihren Mauern reichte.

Die Bürger sandten auf der Stelle einen ihrer Achtmänner zum Reichstage, der endlich, nach langem Flehen, den Kaiser dahin bewog, daß er seinen Herold gen Goslar sandte, um zu sehen, wo denn eigentlich der Rammelsberg läge. Die Stadt war zu 40000 Goldgülden Buße verdammt, ohne dies sollte sie zwölf Stück schweres Geschütz geben, und solche auf ihre Kosten nach Brüssel liefern.

Der Herold langte vierzehn Tage vor Ostern in Goslar an. Die Stadt war noch immer in der Acht. Die Bürger führten ihn auf die Berge, von wo aus er sich überzeugen konnte, daß man vom Rammelsberge, an den der Görgeberg gränzt, die Stadtthürme abreichen kann. Der Kaiser, be-

wogen durch den Bericht seines Abgeordneten, geruhte, das über Goslar gefällte Urtheil dahin zu mildern, daß die 40000 Goldgülden bezahlt, *) die 12 Stücke schweren Geschützes zwar geliefert, aber auf Kosten der Stadt nur bis Zelle gefahren werden sollten. Auch gestattete Seine Kaiserl. Majestät aus besonderer Gnade und Huld, daß die Stadt am letztbenannten Orte ihre Pferde dürfte zurücknehmen, wiewol das Geschirr bei den Kanonen bleiben müßte. Ehrliche, biedere reichsstädtische Dulder, und trüge die Erde keinen Rammelsberg, stünden eure harmlosen Wohnungen erbaut auf dem Görgeberg! ihr hättet, wäre es hoch gekommen, euer Pferde-Geschirr gerettet!

So vielartig waren und sind die Mittel der sogenannten Vornehmern, um das mit Schweiß errungene Verdienst der arbeitsamen Volksklasse habhaft zu werden. Sie hatten tausendfache Wege, das Er-

*) Der Zeit eine ungeheure Summe. Ganz Dalmatien gab im 14ten Jahrhundert 712 Goldgülden jährlichen Tribut an Deutschlands Kaiser, und diese Summe ward geringert, da sie dem Lande zu drückend fiel. — Im nemlichen Seculum verkaufte Johanna, Königin von Neapel, die reiche Stadt Avignon mit ihrem Gebiete an Pabst Clemens VI. für 20000 Goldgülden.

worbene des erwerbenden Bürgers in ihre verschlin-
genden Canäle zu leiten. Für diesen war nur Einer
zum Erwerb, — Arbeit. Doch nicht immer ist
das Schicksal ungerecht, es giebt oft im Nehmen und
nimmt im Geben. Und nie war noch wird es in der
Macht des Gewaltigsten der Erde seyn, durch seinen
bösen Willen dem Guten, was das Verhängniß aus
seinen ungerechten Handlungen erzwecken will, das
künftige Daseyn zu rauben.

Wann man einst Germaniens alte biedre Sit-
ten, in den Kuhrfürstenthümern und Fürstenthümern
des ganzen heiligen Römischen Reichs, in Land- und
Markgrafschaften, Bisthümern, Abteien, Prälaturen,
Reichsgraf- und Reichs-Freiherrschaften, vergeblich
aus dem Schutte des zerstiebenden falschen Pomps
wird hervorsuchen wollen: so werden ihre unverkenn-
bare Spuren nur allein in den Reichsstädten unver-
loschen zu finden seyn. Arbeitsamkeit, Genügsam-
keit, Freiheitsliebe, Geradheit, Mildthätigkeit, Gast-
freundschaft, hausen beim Reichsstädter, sind aus
Deutschlands weiten Gegenden in die stillen, fried-
lichen Mauern der anspruchlosen freien Städte ge-
flüchtet. Die Aufbewahrung dieser Tugenden ver-
dankt der Reichsstädter seinen fürstlichen Nachbaren,
etwa in dem Sinne, wie das Mastvieh seine Feistig-

keit dem Graser verdankt, der auf die gefüllte Hand des Metzgers lauert.

Als die Städte durch Indüstrie Wohlhabenheit, durch Wohlhabenheit Freiheit errangen, der eiserne Fleiß schon begann, sich den Weg zum Ueberfluß und Wohlleben zu bahnen, wachten die Fürsten unermüdet dafür, daß diese nicht wurzeln konnten. Gleich dem Gärtner, der den keimenden Sprößling vom Fruchtbaume schneitelt, damit jedes Safttröpfchen zur Frucht werde, die er gereift in seinen Schooß schüttet; sorgten die Fürsten treulich dafür, dem Städter mit Ehren von den Erstlingen seiner Wohlhabenheit, von den keimenden Ansätzen seiner Vermögenheit zu helfen. Sie liessen ihm zum Ausruhen und zum Wohlleben keine Mittel und keine Weile. Dadurch, daß sie ihn in stetem Athem erhielten, indem er schon für ihr Schwelgen sogar schwitzen mußte, da er kaum für seinen Lebensunterhalt gesorgt hatte, beugten sie dem Müßiggange und Luxus bei ihm vor. Der Mensch, der sechs Wochentage durch arbeiten muß, um zu essen und die Habgierde seiner Plagegeister zu sättigen, dankt Gott am siebenden, wenn er bei einem Kruge Bier ausruhen kann. Ihm bleibt für Wünsche und Einbildungen keine Frist. Seinen Vergnügenstrieben mangelt die Gelegenheit, sich zu sättigen. Er sehnt sich nicht nach dem Neuen

weder aus Sättigung noch aus langer Weile; denn beide kennt er nicht. Die Unterthanen der Fürsten, welche ihre Herren nicht auf ihren arabischen Streifzügen begleiteten, und von diesem Nomadenleben keinen Vortheil zogen, flohen zum Städter, dem sie wohlfeilern Lohns arbeiteten, da sie ihre vergangene Lebenszeit unter Peitschenhieben ungelohnt hatten verfröhnen müssen. Sie taglöhnten ihm fleißig und gern, da ihre Menschenrechte für ihn ihren Werth behielten; für ihn, der selbst gegen ihre alten Tyrannen stets die seinigen bewachen, und darob hatte kämpfen müssen. So bevölkerte die Raubgierde der Fürsten die Städte, indem sie ihre Gauen und Dörfer verödete. So mehrte sich die Genügsamkeit, der Fleiß und die Indüstrie des Reichsstädters.

Bedürfniße nähren und mehren die Künste, sie erzwingen die nothwendigen, machen den nützlichen zur Entstehung Bahn. Die Menge unserer Bedürfniße hängt von den mehrern oder wenigern Mitteln zur Befriedigung unsers Triebes der Selbsterhaltung ab. Je größern Bezirk dieser Trieb allmählig in sich zu schließen anfängt, desto vielfältiger werden die Mittel zu seiner Befriedigung. Da nun das Gebiet der Selbsterhaltung des Reichsstädters von gränzenloserm Umfange, als der jedes andern Staatenmenschen war, indem er die Erhaltung seines

fürstlichen Nachbars mit zu der seinigen schlagen mußte: so lag es für ihn in der Nothwendigkeit, seine ganze Thätigkeit, Aushaltsamkeit und Spähkraft aufzubieten, um die Quellen und Erzeugniße seiner Erwerbungen zu vervielfältigen, zu veredelen, und zur erreichbarsten Vollkommenheit zu treiben. Daher verdankt die Welt einen großen Theil nothwendiger und nützlicher Künste dem erfindsamen Deutschen Reichsstädter. Papier, Brillen, Uhren, Gewehrschlösser, Windbüchsen, Perücken *) ersann der Reichsstädter. Die Buchdruckerkunst ward zu Mainz erfunden.

Die ersten Deutschen Holzschnitte kamen zu Nürnberg, die ersten Spielkarten in Ulm zum Vor-

---

*) Durch diese und mehrere Fabricate floß dem Städter ein Theil der ihm abgepreßten Baarschaften wieder zu. Die Fürsten erhandelten mit dem geraubten Gelde ihre Prunk- und Modebedürfniße von den Beraubten. So schrieb Herzog Johann von Sachsen im Jahr 1518 an Arnold von Falkenstein, seinen Amtmann in Koburg:
„Unser Begehr ist, du wollest uns ein hübsch „gemacht Haar auf das beste zu Nürnberg bestel„len, und doch in Geheim, also, daß nicht ge„merkt werde, daß es uns solle, und ja dermaßen, „daß es kraus und geel sey, und also zugerichtet, „daß man solches unvermerkt auf ein Haupt mü„ge setzen.“

schein. Noch jezt, selbst in den kleinsten Reichsstädtchen, steht irgend ein Gewerbe in Blüthe, und die Fürstler gewinnen ihnen den Rang nicht ab. So brennt Nordhausen Branntwein für achtzig Meilen im Umkreise; die flanellenen Röcke aller obersächsischen Bäuerinnen werden zu Mühlhausen gefärbt und gedruckt; Nördlingen webt Leinwand für einen großen Theil von Oberdeutschland; ganz Dinkelsbühl strickt Strümpfe. Das kleine Gingen bleicht schöner und weisser als Hollands berühmteste Leinenbleichen; seine 466 Bürger sind die Bleicher der Franken und Schwaben.

Wem sind Nürnbergs vielartige Fabricate, Augsburgs feine Zitzen unbekannt? Wo werden so lose, schmelzende, vergeistigte Hostien, so bunte Tarockkarten gemacht, als in Ulm? rc. rc. rc.

Bei den Reichsstädtern, denen kein anderer Erwerb möglich bleibt, als den die Natur ihnen unmittelbar anbietet, stehen Wein-Garten- und Feld-Bau auf der höchsten Staffel der Cultur. Schweinfurth, Windsheim, das anspruchlose Bopfingen, wo, troz dem Spotte der Romanenschreiber, nach Verhältniß, nicht so viele Jochen, als zu Wien und Berlin, geboren werden, sind oft nach entstandenem Miswachs die Speisekammer ihrer ausgehungerten Nachbaren geworden. Der größern Handelsstädte zu geschweigen,

wo der Speculationsgeist sich mit Fleiß und Indüstrie paaren, und so die Welt mit sich in Concurrenz bringen konnte. Diese zeugen zugleich, daß es dem Reichsstädter nicht an Fähigkeiten zu großen Dingen gebricht, die nur durch den Zusammenfluß von Widrigkeiten, worunter die Misgunst ihrer Nachbaren keine unbedeutende Rolle spielt, so spärlich aufkeimen und so selten zur Thätigkeit gedeihen.

Nichts hebt den Werth, den wir auf ein Gut setzen, höher, als das Bewußtseyn, es durch große Aufopferungen errungen zu haben. Nichts sichert uns dessen Besitz inniger zu, als unsere Sorgen über die Unsicherheit desselben. Die Chroniken, die Traditionen, die Volkssagen und Wiegenlieder der Reichsstädter sind die Belege und Register der ungeheuren Sühnopfer, welche ihre Vorfahren dem Altar der nimmersatten Habsucht darbringen mußten, um das kostbarste Gut, Freiheit, auf ihre Enkel zu vererben. Keine Generation, die nicht wenigstens einmal ausgezogen wurde.

Man mögte schier sagen, kein bemittelter Reichsbürger wäre nicht reich, kein veramter nicht wohlhabend, wenn raubgierige Fürstenhände nicht die Kisten und Kasten ihrer Voreltern geleert hätten. Fast kein Decennium, worin nicht Versuche gemacht sind, dem Reichsstädter das heilige Panier

der Freiheit zu entreissen. Daher der hohe Freiheitssinn der Reichsstädter; daher die oft ins Kleinliche fallende Eifersüchtelei; die seltsame Schutzgebung, die hartnäckige Beibehaltung vieler uns lächerlich scheinenden Gebräuche und Gewohnheiten, deren Entstehung überhaupt sich in die erste Vorsorge zur Gründung und Bewahrung der Freiheit verliert, und keine andern Zwecke kannte, als dem Verlust eines Guts auszubeugen, dessen Besitz durch die Entsagung so mancher Bequemlichkeit erkauft werden muß, und dessen Mangel dem, der es besessen hat, durch keine Darbietungen ersetzt werden kann.

Alle gesellige Tugenden sind verschwisterte Glieder einer Familie, die Kinder einer gemeinschaftlichen Mutter. Industrie und Freiheitsliebe, die ihre Wohnsitze in den Reichsstädten aufgeschlagen, zogen Wohlthätigkeit, Gastfreundschaft, Geradheit, Offenheit und Redlichkeit, diese Hauptzüge des Deutschen Charakters, in ihr Gefolg. Die winzigste freie Reichsstadt that es an milden Stiftungen der Residenz des ersten Deutschen Fürsten zuvor. Ihre zahlreichen Armenhäuser, Gotteswohnungen, Pesthöfe und Gasthäuser waren die Obdächer für die an den Bettelstab gebrachten Landeskinder der Fürsten, die Zufluchtsörter des geplünderten, die sichern

Ruheplätze des ermüdeten Wanderers, der hier Erquickung, Hülfe und Beistand fand. Sitten und Politur des Auslandes, die, mit dem Rauhen, zugleich das Biedre und Gerade im Charakter der Deutschen, abgefeinert, verfeilt hatten, glätteten nur an der Oberfläche des Reichsstädters. Ueberfluß und Luxus nahmen höchstens einige Umwandelungen mit den Rockschößen, Hüten, Perücken und Schnallen der Männer, einige Abänderungen mit den Miedern, Kotzen, Säcken, Kontuschen und Hauben der Weiber vor. Religion und Moralität, Gesetze und Handlungen wurden nicht zu Wetterfahnen, mit denen jedes Modelüftchen spielte. Der Reichsstädter beharrte um so vester in seiner angestammten Rechtlichkeit, da er unter dem Drucke derjenigen seufzte, denen Redlichkeit fremd geworden war. Er liebte die Tugend ihrer selbst willen, und weil sie seinen Feinden mangelte. Er hielt um so treuer, um so inniger an seine angeerbten Deutschen Sitten, je mehr er solche von seinen Bedrückern verachtet, seine Geißler davon entblößt sah. Wenn der Reichsstädter, dem die studirte Feinheit fehlt, in des Fremden Augen, in dessen Sprache Gradheit — Steifigkeit; Falschheit — Geschmeidigkeit bedeutet, als grob erscheint, so besitzt er auch dafür noch seine ganze unverdorbene

Kraft, deren ein Volk bedarf, um zu einer edleren Verfeinerung, zu einem allgemeineren Seelenadel zu gelangen. Der Reichsstädter, gewohnt, seinen graden Weg zu wandeln, kennt die Nebengänge der verfeinerten Welt nicht. Er sagt das, was er denkt, nicht, was er sagen muß, weil er es nicht denkt. Er handelt nicht zum Schein, sondern mit rührendem Ernst, wenns ihm Ernst zum Handeln wird. In seinem Gott grüß euch, liegt seine herzliche Meinung, und hinge es von ihm ab, Gott müßte sich unbedingt der Obhut desjenigen annehmen, dem er sein Gott behüt euch zuruft. Sein bloßer Handschlag ist ihm heiliger, als die mit Unterschrift und Wappensiegel versehene Urkunde ihrem Aussteller. Sein Wort bricht er nie, traut aber Niemand auf dessen Ehrenwort. Er hegt eine unwiderstehliche Geringschätzung gegen Titel und Würden, fürchtet nichts so sehr, als Vermischung mit dem Ausländischen, ist mistrauisch gegen alles, was fremd ist. Er flieht jeden Eintausch, und vermeidet dadurch die Ablegung von dem, was ihm eigen ist. So sich gleich bleibend, hört er nicht auf, das zu seyn, was er ist, und strebt nicht darnach, das zu werden, was andere sind.

Goslar genießt ausser der reichsstädtischen Freiheit noch die Ehre, den Herzog von Braun-

schweig zu ihrem Schutzherrn zu haben. Zu diesem Glücke gelangte die Stadt auf folgende Weise: Die Bürger konnten, bei aller ihrer eigenen Gutmüthigkeit, die über sie ergangene Acht, die 40000 Goldgülden und 12 Kanonen nicht verschmerzen und vergessen. Sie sannen auf Rache; denn der Zeit waren sie noch nicht so arm und ohnmächtig, daß sie sich durch den Gedanken an Rache lächerlich gemacht hätten. Der Zufall schien die Erreichung ihres Wunsches zu begünstigen, er sorgte bald für eine Gelegenheit, welche die gereizten Goslarer in ihrem Unmuthe mit beiden Händen ergriffen. Die Braunschweiger waren mit ihrem Herzoge zerfallen, sie hatten ihn aus dem Lande getrieben. Die von Goslar, nachdem sie 1541, das Jahr nach ihrer Acht, die Harzeburg *) eingenommen, traten dem Schmalkaldischem Bunde bei, nahmen in Verein mit den Braunschweigern Wolfenbüttel ein, und sandten dem vertriebenen Herzoge den Fehdebrief zu. Dieses Verfahren war so offen als

*) Sie lag zwischen Klausthal und Goslar, nicht fern von dem damaligen Dorfe Altenau, das bei seiner Erbauung in derselben Beziehung auf die Harzeburg, seinen Namen, wie Altona, wegen der Nähe von Hamburg, den seinigen erhielt.

kühn, so frei als recht. Aber der Herzog kam nicht. Er wartete einer ihm günstigen Zeit ab, in der er der Stadt ihr Müthlein abgeisseln könnte. Dieses traf sich im Jahr 1552.

Als er wieder zum Besitz seiner Lande gelangt war, sandte er seinen Sohn Philipp mit 1700 Lanzknechten und 700 Reutern vor Goslar. Nachdem Philipp sein Geschütz auf die nahen Berge gepflanzt; die Laufgräben durch 600 Waldleute hatte eröffnen lassen, und der Stadt 132 Kugeln zugesandt, die indeß keinen weitern Schaden anrichteten, als eine im Stadtgraben schwimmende Ente zu tödten, ging der Magistrat einen schnöden und nachtheiligen Vergleich ein. Sehr wahrscheinlich verdanken die Bürger diesen für sie unglücklichen Vergleich der Treulosigkeit einiger ihrer Rathsglieder, welche, mit dem Herzoge einverstanden, ihre Vaterstadt so schändlich verfeilschten. Die Stadt verlor hiedurch den Rammelsberg, der ihr im Jahre 1016 von Kaiser Heinrich geschenkt war, und zu dessen innern Bebauung sie Bergleute aus Franken hatte kommen lassen. Sie mußte ihr ganzes Gebiet, alle Berge und Thäler, welche sie 1345 von Albrecht von Zelle, mit Zustimmung des derzeitigen Herzogs von Braunschweig, für ihr baares Geld erkauft hatte, den Braunschweigern abtreten; mußte alle die von Braunschweig in Hän=

den habende Schuldscheine und Obligationen unentgeldlich zurückgeben und für getilgt erklären; zehn Stück schweren Geschützes in Nürnberg giessen lassen, und dem Herzoge nach Reiffenburg liefern; mußte die Schuldenklage und Foderung jedes Braunschweigischen Unterthans und Bundesverwandten zu dessen Befriedigung abthun, und für den Schutz und Schirm, welchen der Herzog ihr hinfort angedeihen lassen wollte, während zwanzig Jahre, jährlich 500 Rthlr. Schutzgeld nach Wolfenbüttel senden. So ward die gute Stadt gezwungen, alles herzugeben, weil sie sich erlaubt hatte, es unrecht zu finden, daß man ihr alles hatte rauben wollen.

Goslar erkaufte sich indessen durch seine Verarmung Ruhe und Frieden, welche der Stadt seit fünf ganzen Jahrhunderten immer gefehlt hatten, weil sie während dieses langen Zeitraums das stete Spielzeug der Neckereien und Foppereien ihrer gewaltsamen Gränznachbaren gewesen war. Denn nachdem der Graf von Mannsfeld, kurz nach jenem Vergleiche, mit einigen Fähnlein vor Goslar kam, und von der Stadt mit 1000 Reichsthalern und einer Kanone, den Letztlingen ihres Vermögens, abgekauft wurde, ist sie, ihrer Armuth wegen, von Fürsten und Grafen vergessen worden. Diese Herren scheinen der Zeit in nichts sinnreicher gewesen zu seyn, als in Erfindung

von Mitteln, die Reichsstädter zu berupfen. Bei Lesung der Geschichte wendet man sich mit Eckel und Verdruß weg, wenn man auf die unwürdigen gewaltthätigen Manieren stößt, durch welche sie sich des Eigenthums der Städter bemächtigten. So trieben die Braunschweiger 1494 die Schafe und Kühe der Goslarer am hellen Mittage, unter ihren Mauern, davon. Die Bürger, dies gewahrend, setzten den Heerderäubern nach. Der Herzog hatte sein Volk in die Büsche in Hinterhalt gelegt; dieses fiel den Goslarern in den Rücken, hieb ihrer zwanzig nieder, und schleppte 400 Bürger samt den Heerden mit sich weg. Die beraubte Stadt mußte so gar ihre gefangenen Bürger durch 3000 Rthlr. lösen. Ohne dies torquirte des Herzogs Hofnarr, Hans Giesenberg, den Gefangenen 12000 Rthlr. für seinen gnädigen Herrn ab. Dies bewerkstelligte der Unhold so. Die entführten Bürger waren auf die Aemter und Schlösser vertheilt. Giesenberg ging mit einem langen Sacke, knorrigen Prügel, und einer Vollmacht vom Herzoge, bei den Gefangenen im Lande umher, und schlug einen jeden auf die Schienbeine, so lange bis Jeder seine nach dem Gutdünken des Hofnarren bestimmte Gebühr in den Sack gesteckt hatte.

Goslar unserer Zeiten.

Goslar, das einst blühende, von Kaisern und Fürsten geehrte Goslar, von wo aus Otto I. Deutschland regierte, wo Heinrich IV. seine Weihnacht durch weinreiche Bankette und Turniere hochkaiserlich feierte; wo in den Jahren 1114 und 1154 die in jenen Zeiten noch viel unruhigern und freiern Reichstage Deutschlands gehalten wurden, — ist öde, arm und menschenleer, von allem entblößt, woraus seine einstmalige Wohlhabenheit entstand; seiner Bergwerke, Wälder und Fluren beraubt; und der guten Stadt bleibt kein anderer Weg zum Gewinn, als aus der durchfliessenden Gose ein Bier zu brauen, das die Bergleute bei ihrer Cyklopenarbeit labt. Diese wegen ihrer Süßigkeit, Weichheit und auflösenden Eigenschaft in ganz Mittelsachsen berühmte, und an so vielen Stellen nachgebraute Gose, und die Mutterpfennige, welche Göttingens Musensöhne, die den Harz in den Schulferien durchwandern, hier zurücklassen, sind die einzigen Reichthumsquellen der Stadt. Aber auch jener Biererwerb hört auf

ergiebig zu seyn. Denn seit 1763 sind in Klausthal Bierbrauereien angelegt, und die Gose ist mit einer starken Abgabe beschwert worden. Auch wird in den Klöstern Reiffenberg und Grauhoff viel Breyhan gebraut, so daß die Stadt von ihrer berühmten Gose jezt wenig auf dem Harz, und noch weniger in Hildesheim absetzt. Vor 1763 verbraute die Stadt wöchentlich viermal, zur Zeit 3½ Wispel Waitzen, jezt wöchentlich Einmal, und nur zwei Wispel. Die Bergleute waren so sehr an den Geschmack der Gose gewöhnt, daß ein Aufstand über jene Einrichtung nicht fern war, welchem nur dadurch vorgebeugt ward, daß jedem Bergmanne die Freiheit blieb, sein Lägel Gose, das er selbst von Goslar holt, unverzollt einzubringen. Das Bier trägt seinen Namen von der Gose, aus der es gebraut wird; einem Bergwasser, das auf dem Harz entspringt, durch die Stadt rinnt, und das Gassenpflaster zur Bahnmutter hat. Gewöhnlich ist dies Gebirgswasser so seicht, daß man trockenen Fußes über die eingelegten Kieselsteine wegtreten kann. Wenn aber der Schnee auf dem Gebirge durch einen warmen Frühlingsregen gähling schmilzt, so schwillt das Wasser zu einer Höhe an, daß es sich am Ausflusse stauet, und seine Wogen über die Stadtmauer fluten.

Auf ihrem alten meilenweiten Territorium darf die Stadt zwar säen, ernten und ihr Vieh weiden, doch nur da; und so lange, als der Herzog von Braunschweig, der jetzige Grundherr den Boden nicht selber nutzen will. Beim geringsten Wink des Herzogs müssen die Bürger sich wiederum den Nichtbrauch gefallen lassen. Ein Lami, das diese gute Stadt mit mehrern ihres gleichen gemein hat, weil die Reichsstädte, seitdem sie keine Lanzknechte mehr besolden, und Fehde mit Fehde vergelten können, den Genuß fast aller ihrer streitigen Gerechtsamen mit Achselzucken den Fürsten überlassen müssen. Denn die Processe zu Wetzlar kosten Geld, ziehen sich von einer Generation in die andere, und das Finale der Entscheidung ist gemeiniglich: das Reich hoffe, Se. Durchlaucht werden nicht unbillig gegen die gute Kaiserstadt handeln, u. dergl. m.

Die Stadt zählt 1200 Wohnhäuser und nicht viel über 5000 Einwohner, so daß auf ein Haus nicht viel über vier Menschen fallen. 1780, am grünen Donnerstage, brannten 237 Hauptgebäude und 4 bis 500 Nebenhäuser ab. Etwan hundert mögen wieder erbauet sein; diese sind mit rothen Ziegeln belegt, und blicken gegen die

mit schwarzen Schindeln gedeckten contrastisch hervor, wie eine blaue Invalidenmontur, mit rothen Lappen geflickt. Die großen, wüsten Brandstellen; die Ruinen und Schutthaufen der eingeäscherten Häuser; das Verwitterte der alten schwarzgrauen Gebäude; das ausgespühlte, verhölte, glitschige Gassenpflaster, geben der Stadt ein zerstörtes, verarmtes, trauerndes Ansehn. Der große Brand hat den Preis der Häuser nicht gesteigert, der hier niedriger als im kleinsten Niedersächsischen Dorfe ist. Ein großes Wohnhaus, mit der Braugerechtsame, wird für 400 Rthl., ohne Braugerechtsame für 150 Rthlr. verkauft. Ein Haus mit sechs bis acht Zimmern giebt 20 Rthlr. jährliche Miethe. Ein Gebäude aber, das in den Wohlstandszeiten der Stadt zu 4000 Rthl. taxirt ward, und jezt 400 Rthlr. gilt, muß der damaligen Taxation, nicht seinem gegenwärtigen Werth gemäß, Schoß zahlen.

Ob diese Manier, die zur Behauptung der verblichenen Majestät der Stadt erforderlichen Gelder einzutreiben, durchaus nicht abzuwandeln sey, mögen diejenigen wissen, die das Ruder dieses kleinen Staats in Händen haben. Das aber ist gewiß, daß sie die armen Bürger ungemein zu-

sammenklemmt, und daß kein sichreres Mittel erfunden werden könnte, die allmählich immer mehr aussterbende Stadt dergestalt zu entvölkern, bis Niemand mehr übrig bleibt, der Schoß auszahlen oder einnehmen kann. Es scheint zum wenigsten schon jezt, daß für die Anzahl der Schafe der Scheerer zu Viel sind.

Denn das Stadtregiment führen zwei Corpora, der allgemeine und der enge Rath. Jener besteht aus zwei Bürgermeistern, einem Syndicus, einem allgemeinen Worthalter und 24 Rathsherren. Im engen Rath sitzen die beiden Bürgermeister, der Syndicus, der Worthalter und die Hälfte der Sechsmänner als Assessoren. Die Rathsglieder werden aus den acht Rathsfähigen Gilden erwählt. Diese schlagen, bei jeder eintretenden Erledigung, zwei Subjecte vor, zwischen denen die Pluralität des Raths entscheidet. Rathsfähige Gilden sind die der Kramer, Wand- oder Gewand-Schneider, Fleischer, Becker, Kirschner, Schmiede, Schneider und Schuster. Von den Gewandschneidern sind zwölf, von den Kramern vier, von den Beckern und Fleischern zwei, von den übrigen zur Zeit einer im Rath. Jede Gilde hat ihren Worthalter und Tafelherrn. Jener redet für sie,

dieser führt die Casse. Achtmänner sind die Präsides der Gilden. Diese wählen die Sechsmänner*), von denen immer Vier im großen und Vier im engen Rath sitzen. Das Niedergericht besteht aus dem Stadtvogt und dem Stadtschreiber. Letzterer ist zugleich Policeimeister. Alle kleinen Sachen kommen hier zuerst vor, von wo sie zum engen Rath gehen. Alle Criminalfälle kommen gleich an den engen Rath. Dieser urtheilt, und schickt die Sentenz dem Niedergerichte zur Execution zu. Noch vor zwanzig Jahren torquirte man fleißig, seit der Zeit mangelt die Gelegenheit; abgeschafft aber ist die Tortur nicht. Alle privative Fälle gehören bloß vor den engen Rath. Alle, den ganzen Staat, Bürgerschaft, Gilden, oder Gemeine betreffende Verhandlungen, alles, was die Stadtgüter angeht; jede Schoßerhöhung, Steueranlegung, Accise- und Zoll-Neuerung, Geldanleihen, Gesandschaften und Verschickungen ꝛc. ꝛc. ꝛc. gehören vor den allgemeinen Rath, und werden den Gilden und Gemeinden vorgetragen,

---

*) Als die Stadt den Rammelsberg besaß, machten die Sechsmänner ein Berggericht aus, vor welches alle Berg- Hütten- und Forst-Sachen gehörten.

ohne deren Beistimmung kein gültiger Schluß gefaßt werden kann.

Von dieser Regierungsform einer kleinen freien Stadt läßt sich nichts Böses sagen. In den Zeiten, wo sie eingerichtet ward, war sie ohne Zweifel die beste, deren Goslar habhaft werden konnte. Jezt ist sie ein aus dem Alterthum fortgegangenes, träges, frostiges Ding. Zu ihrer Verbesserung zu schreiten, ist man sogar zu kalt und zu schläfrig. Der ungesäuberte Garten ist voller Unkraut, und alles in Saamen geschossen. Manche gute alte Herkommen sind in schreiende Misbräuche ausgeartet, und die Bürger, die ihren Abstand von den Gerechtsamen ihrer Väter schmerzlich fühlen, klagen laut darüber. Vor einigen Jahren war der Zwist zwischen dem Rath und den Gilden dahin gediehen, daß leztere eine Deputation mit ihren Beschwerden nach Wien sandten: sie mußten sich aber unverrichteter Sache wieder fortmachen, denn der Kaiser drohte ihnen mit dem Zuchthause. Diese Antwort des Deutschen Oberhaupts hat den Muth der Bürger nicht angefacht, die Indolenz der obrigkeitlichen Demagogen nicht verringert, Einigkeit und wechselseitiges Zutrauen in der Stadt nicht vermehrt. Der einzige Trost, der den Bürgern seit jener

Abschreckung bleibt, in welchem sie ihre Zeit hinhoffen, ist, daß der allgemeine Wortführer Siemers Syndicus wird, wenn der jetzige Syndicus abgeht. In dieses Worthalters Lob stimmt die ganze Stadt; die Bürger lieben und schätzen ihn, um seiner Thätigkeit und um seines Patriotismus willen. Da er hauptsächlich für das Volk redet, so widersetzt er sich oft den Maaßregeln des jetzigen Syndicus, dessen Grundsätze nicht die lautersten, bei dem Selbstsucht und Eigennutz die Triebfedern seiner Handlungen seyn sollen. Doch regiert der lezte die Stadt, da er der einzige Universitäts-Gelehrte im ganzen Senat ist. Sein Dienst ist der ergiebigste, er hat 600 Rthlr. Gehalt, kann es aber wohl bis auf 2000 Rthlr. jährlich bringen.

Unter mehrere von dem allgemeinen Worthalter bewirkte gute Einrichtungen gehören die Thorsperre, die Herbeitreibung der rückständigen Schoßgelder, welche der Magistrat gegen Erlegung eines Douceurs hatte schlüpfen lassen, die auf Erbzins geschehene Vertheilung des Walls an die Einwohner zum Gartenbau ꝛc. ꝛc. ꝛc. Die ausgegebene Nachricht des engen Raths vom 16. März 1789, die Theilung des Walls betreffend, ist in einem Ton und in einer Sprache geschrieben, die sich eigentlich für den zum

Bürger redenden Magistrat schickt, und überall und immer so seyn sollte.

Es heißt unter andern darin: „Die Stadt „hat das größte Interesse dabei, wenn die Bürger „bei allen ihren Unternehmungen ihr gutes, wenig„stens ihr hinlängliches Auskommen haben. Alle „Vermehrungen der öffentlichen Einnahme, durch „welche jenes öffentliche Interesse leidet, sind im „Ganzen nachtheilig. Daher ist denn der Stadt „gar nicht damit gedient, wenn sich die Bürger bei „dem vorhabenden Geschäfte gar zu sehr überbieten, „und sich die jährlichen Erbzinsen höher steigern „sollten, als die Gärtenplätze am Ende abtragen „könnten. Vielmehr wird jeder Kauflustige hiedurch „ermahnt, in seinem Bieten vorsichtig zu seyn, und „vorzüglich auf die Unbequemlichkeiten, welche ihm „durch die Communicationswege; durch den steinigen „Erdboden; durch die sichtbaren und vielleicht verbor„genen Mauern und Felsen; durch Wasserleitungen, „Canäle und Gewölbe, in seiner Cultur verursacht „werden können, und auf die Last, wegen Ausbesse„rung und Erhaltung der Feldmauer und des Canals „am breiten Thore, Rücksicht zu nehmen; nicht „weniger zu bedenken, daß die gute Hölzung, welche „ihn vielleicht zum Gebot eines höhern Canons rei-

„zen mögte, nur ein Jahr von ihm genossen werde, „und daß dagegen der Canon ewig bleibt."

Welch einen hohen Begriff die Bewohner Goslars von den Obliegenheiten ihrer Rathsverwandten haben müssen, kann man schon daraus sehen, daß alle Rathsstellen in gewisser Rücksicht verkauft werden. Bei einer Vacanz laufen die Candidaten bei den Wählenden umher, und überbieten sich einander. Eine Rathsherrnwürde, auf diese Weise erhandelt, kommt auf circa 200 Rthlr. zu stehen; sie bringt jährlich 80, ein Bürgermeisterthum 300 Rthlr. ein. Alle übrigen Bedienungen werden dem öffentlichen Fond zum Besten verkauft. Man will indessen gemerkt haben, daß vieles nicht in die Stadtcasse fällt. Der jetzige Ziegenhirt hat für sein Amt 43 Rthlr. gegeben. Die Stadtkammer ist so arm, daß der Magistrat selbst, in einer Lottonachricht vom 11ten April 1789, erklärt: „er „sehe sich genöthigt, die Lotterie zu errichten, „weil die Stadt ausser Stand wäre, ihre Pre„diger und Schulbediente zu besolden." Welcher Bürger also das Studium der heiligen Schrift, und der in unsern Tagen fast noch heiliger gehaltenen Philologie in seiner Vaterstadt nicht untergehen lassen will, der sieht sich gezwungen, in diese Lotterie zu setzen, von welcher ihm die Un-

ternehmer nicht einmal, wie sonst wol geschieht, vorspiegeln dürfen, daß sie zum Gewinn so oder so vortheilhaft eingerichtet sey; sondern vermittelst welcher der Fortgang der Aufklärung nur durch den Geldverlust der Interessenten bewirkt wird.

Wenn einer ihrer fürstlichen und gräflichen Nachbaren noch jezt wie in vorigen Zeiten seine feindseeligen Gesinnungen gegen die Stadt äusserte, so würde sie solche schwerlich durch ihre stehende Miliz abweisen können. Alle ihre Offensiv- und Defensiv-Anstalten bestehen aus zwei Thurmwächtern, acht Nachtwächtern, und zwanzig Soldaten. Vor einigen Jahren hatte sie noch eine halbe Compagnie, die den Bürgern zur Last fiel, und auf den Betrieb des allgemeinen Worthalters reducirt ward. Die weiter oben von mir gedachte Warte ist mit einem dieser Krieger besetzt. Goslar zahlte zu Zeiten seines Wohlstandes 400 Gulden zum Reichsmatrikel-Anschlage, iezt nur 60 fl. Zu einem Kammerzieler giebt die Stadt 184 Gulden 10 Kreuzer.

Auch Goslar hat seinen Dom. Kaiser Konrad der erste stiftete ihn, als vermuthlich die Stadt noch nicht da war, im Jahr 919 auf der Harzburg; Heinrich III. verlegte ihn 1040 nach Goslar; Friedrich der Rothbart von Schwaben,

dem die Deutschen Städte überall so viele Vorrechte zu verdanken haben, beschenkte ihn mit mehrern Privilegien. Die Bildnisse dieser drei Kaiser stehn oben am Kirchenfenster, mit trefflichen Farben gemalt. Der Dom ist ein freies Reichsstift, und hat seine unmittelbare Gerichtsbarkeit. Der Probst und Scholasticus sind katholisch, die sechs Canonici und vier Vicarien lutherisch. In diesem alten Gebäude werden Goslars größte Merkwürdigkeiten und Alterthümer aufbewahrt. Am Altar steht von Heinrich III. der sogenannte Kaiserstuhl von Eisen, mit drei steinernen Stufen. Er fuhr, wie die, wol nicht von seinen Zeiten herstammende, Sage will, mit Wagen und Pferden hieher, zu einem Kirchthore herein und zum andern hinaus. Das Altarblatt, ein sehr schönes Gemälde von L. Cranach, stellt die Einsetzung des Abendmahls vor. Judas sitzt im Vordergrunde am Tische, und guckt sich hämisch nach den Zuschauern um. Unter ihm liegt eine Schlange, das Wahrzeichen des Malers. Vor dem christlichen Altar steht ein alter heidnischer Opfertisch aus Erz, von vier alten Deutschen Priestern oder Druiden getragen. Sie stehn gebückt unter ihm. Auf demselben ward weiland dem Krodo (Krotho oder Krode, vielleicht soviel als

dem Groten, oder Großen) geopfert. Er stand zur Harzeburg in einem dicken Hain. Hier brachten die Ostsachsen, Nordthüringer und Cherusker am Sonnabend jeder Woche ihre Menschenopfer. Zu Osterode stand auch ein altdeutscher Altar, irgend einer Göttin, vielleicht einer Freija gewidmet, die auch andere Namen geführt haben kann. Die Unwissenheit der Gelehrten, die in Arabien jeden Stein kennen, und in ihrem eigenen Vaterlande gemeiniglich nicht zu Hause sind, hat, um den Namen Osterode (der wahrscheinlich nichts anders, als Osterhude, Hut, Trift, Dorf, Gau, in Osten, bedeutet,) zu erklären, diesen Altar der Asiatischen Astaroth oder Astarte anzubiegen gesucht; einer syrischen Göttin, vor deren Verehrung die alten Israeliten sich so oft mußten warnen lassen. Die Tradition sagt, daß zu Ehren jener Göttin im Frühlinge Feste angestellt, und die Vestalinnen des Harzes dabei geopfert worden sind. Neben dem Altar des Krodo im Dom zu Goslar steht der Sarg Mathildens, einer Tochter Heinrich III., und sie selbst liegt, in Holz ausgehauen, darin. Zu ihren Füßen sitzt ihr Hündchen, Quedl (der Wedler) genannt, dem zu Ehren sie die Abtei Quedlinburg erbaute. Sie war so schön, daß sich ihr eigener Vater in sie

verliebte. Da betete sie zu dem lieben Gott, sie häßlich zu machen. Statt Gottes meldete sich Satan, und erbot sich, ihres Vaters Liebe in Haß zu verwandeln, wenn sie ihm angehören wollte. Mathilde, die, aus Liebe zu Gott, lieber mit dem Teufel selbst im Bunde stehen, als ihres Vaters Beischläferin seyn wollte, ging den Contract ein, unter der Bedingung, sie wollte die seinige werden, wenn er unter drei malen, da er sie besuchte, sie einmal schlafend fände. Um nun allen Schlaf abzuwehren, nahm sie sich vor, ein kostbares Webtuch zu sticken, was sie munter erhalten sollte. Man sieht, daß sie im Homer belesen seyn muß, und der Penelope diese Finte abgelauscht hat. Bei ihrer Arbeit diente ihr der kleine flinke Quedl zum Wecker. Der Teufel kam ein-zwei-drei-mal, sie stickte, oder Quedl weckte sie. Als der Teufel sah, daß seine List vergeblich war, ward er so böse, daß er der schönen Mathilde grimmig mit der Kralle übers Gesicht fuhr, die gewölbte Nase platt, den kleinen Mund bis ans Ohr, und eines der schönsten Augen ausdrückte. So traf sie zwei Würfe mit einem Steine; der Teufel mußte ihr Gebet zu Gott erhören, und sie häßlich machen, und sie blieb von ihres Vaters Nachstellungen unangefochten. Mathilde,

so fromm als häßlich, erbaute Quedlinburg, wovon sie die erste Abtissin ward. Des Bösen Rache soll noch bis auf unsere Zeiten fortdauern. Die Aebtissinnen von Quedlinburg haben nie im Rufe der Schönheit gestanden, und an schweren Landplagen läßt der Unhold es auch nicht fehlen. In keinem Lande sind, in Verhältniß der Menschenzahl, die Selbstmörder häufiger, als im Quedlinburgischen; von hundert Gestorbenen schicken sich wenigstens zwei freiwillig der Hölle zu. Vor einigen Jahren deckte das Ländchen eine ungeheure Menge Hamster. Funfzig tausend, im Jahre 1787 weggefangen, waren das folgende Jahr in doppelter Zahl wieder da. Sie verzehrten, nach der Berechnung des Herrn Syndicus Vogt in Quedlinburg, in einem Jahre für 395840 Reichsthaler Getreide. *) Ein wenig viel für ein Land, das 14000 Rthlr. Revenüen abwirft.

Ausser dem Altar an einem Pfeiler hängt ein hölzerner Jesus, dessen Gesicht ein Meisterstück von Hinsterben und letzten Zügen ist. Unter ihm steht Maria, ganz das Bild des innigsten Trauerns; die Thränen beben in ihren Augen so natürlich;

---

*) S. Journal v. u. f. Deutschland 1787. S. 591.

sie wiegen sich und schwanken, als wollten sie herunterfallen: neben ihr sind zwei Figuren, weniger gut. In der Mitte der Kirche hängt eine sehr weite Krone von Metall, mit allerlei Zierrathen und Spitzen, die der Abt von Fulda zur Strafe dem Dom schenken mußte. Der Bischof von Hildesheim, Heklo, und Wiedrad, Abt zu Fulda, waren unter den tollen Regierungszeiten des unglücklichen Heinrichs IV., im Jahr 1063 im Dom zusammengetroffen, und hatten sich um die Oberstelle gestritten. Bei den Reichsversammlungen hatten die Aebte ihren Sitz neben dem Erzbischof von Mainz. Diese verrichteten beim Kaiser, jene bei der Kaiserin das Erzkanzleramt. Der Bischof von Hildesheim aber wollte sich diesmal, in seinem Sprengel, von Niemanden, als den Erzbischöfen, vorsitzen lassen. Ihr Gefolge und beiderseitige Anhänger griffen zu den Waffen. Der Bischof von Hildesheim hatte den Markgrafen Eckbrecht von Sachsen mit vielen Kriegsknechten hinter den Altar verborgen. Diese überfielen die Fulder, als sie ihren Abt vordrängen wollten. Es entstand ein schrecklich Gemetzel, der Altar war mit Leichen bedeckt, und das Blut floß über eine steinerne Treppe bis in die Gassen. Der Bischof von Hildesheim hatte die Kanzel ge-

wonnen, von wo er die Seinen zur Tapferkeit ermahnte, und sich anheischig machte, das Blutbad, troß der Heiligkeit des Orts, wo es angestellt war, bei demjenigen zu verantworten, dessen Gesandter und Hirte er wäre. Dies that Wirkung. Die Hildesheimer schlugen die Fulder aus der Kirche. Sie schloßen und verrammelten die Kirchthüren. Die Vertriebenen stürmten, nahmen den Vorhof ein, und waren im Begrif, den Dom in Brand zu stecken, als sie von des Kaisers Volke daran gehindert wurden. Noch bis auf diesen Tag sieht man, zum Andenken jener unsinnigen Begebenheit, wo in Deutschland die Sanscülottes für die Aristocraten ihr Blut vergossen, an einem der Kirchenpfeiler einen rothen Strich, eines halben Mannes hoch, um die Höhe des Bluts zu bezeichnen. Unter den Metzlern und Zuschauern war auch der Teufel, der durch ein Loch oben am Dachgewölbe fuhr, sich sichtbar in die Höhe schwang, und den Goslarern mit Hohngelächter zurief: Dies Mordfest habe ich angerichtet. Jene zierliche Krone zu geben, ward der Abt von Fulda vom Kaiser verdammt. Dieser gestrafte Prälat scheint eigentlich von beiden Parteihäuptern der am wenigsten Schuldige gewesen zu seyn; aber der Kaiser war noch ein Kind,

mit welchem sein Vetter, Graf Eckbrecht, nach Willkühr schaltete. Das Loch, wodurch der Teufel fuhr, hat nicht können zugemauert werden, immer fielen Steine und Kalk wieder heraus. Ganze Jahrhunderte dauerte dieser schreckliche Riß im Gotteshause, den die Goslarer selbst nicht zustopfen konnten, bis ihn endlich ein Herzog von Braunschweig mit einer bretternen Klappe verschliessen ließ. Doch zeigt man noch die ausgebröckelte Stelle, wodurch der Unhold gefahren ist.

Um das Gestühl des Altars an den Chorwänden ist eine saubere Leinenstickerei alter Art, welche die Apostel und verschiedene Heilige vorstellt. Der Kopf, besonders der Bart, des heiligen Paulus ist vorzüglich schön und natürlich; in des jüngern Johannes Mienen liegt so einladende Freundlichkeit, daß es schwer wird, von ihm zu gehen. An der nördlichen Kirchenwand hängt ein Gemälde, den großen Christoph vorstellend, den ungeheuersten, der mir vorgekommen ist. Er hat ein Goliaths-Schwert umgürtet, an dessen Gefäß ein Korb mit jungen Wallfischen hängt. Das Christkindlein huckt auf seiner linken Schulter. Vor der Stadt am Petersberge starrt eine 30 Fuß hohe Steinmasse, kraus, unförmlich und löcherricht, wie das ausgetrocknete Stück einer abge-

rändeten Semmel, worin schon Zähne genagt haben. Dies soll ein Sandkorn seyn, das sich der große Christoph aus dem Schuh schüttete, als er den Heiland nach Aegypten getragen hatte, und von dannen nach Goslar gegangen war. Kein kleiner Umweg, wahrhaftig!

An der Wörth, einem Gebäude uralter Zeit, worin die Kaiser Hof hielten, wenn sie zu Goslar waren, und welches jezt zum Versammlungshause der Gilden und Gemeinden dient, steht unter vielen alten Kaisern, und mehrern Figuren, an einer Ecke ein Schäferhund mit einem goldenen Halsbande und der Umschrift:

Auro cura gregis dignissima.

Die Hut der Heerde verdient wol Gold.

Wenn ich dieses Sinnbild anders recht erkläre: so soll die Heerde die Bürgerschaft zu Goslar, und der Hund mit der goldenen Cravate den Senat, die Bürgermeister, Achtmänner u. s. w. anzeigen. Dies leztere Corpus mag in andern Rücksichten manches gethan haben, was Ehrensäulen verdient; mit diesem Symbol aber hat es sich einen wahren Schandpfosten gestellt. Wie? muß es einem Individuum, oder einer ganzen Gesellschaft, die die Verwaltung einer Republik besorgt,

einfallen, von sich zu sagen, zu schreiben, oder gar zu malen und einzuhauen, daß sie für ihre Mühwaltung Gold begehrt? Welcher Mann, als aussprechender Vollzieher der Gesetze, in einem Freistaate steht, und die Würde seines Amts nach den baaren Einkünften desselben mißt, ist der Stelle, die er bekleidet, nicht werth. Obrigkeiten sollten, um ihrer innern und äussern Ehre willen, sich nie merken lassen, daß sie nicht edler denken, als ein gewißer anderer, an sich verehrlicher, nur durch die Jämmerlichkeit vieler seiner Mitglieder jezt guten Theils herabgewürdigter Stand, der zu seiner Devise die mosaischen Worte gewählt zu haben scheint: Du sollst dem Ochsen, der da drischt, nicht das Maul verbinden. Würdige Vorbilder eines gewissen Schulmeisters in Hamburg, der, beim Anfang des Winters, vor seiner Schulstube einen großen Bogen Papier aushängt, mit den dick gezogenen Worten des Reims:

Ihr Kinder, vergesst das Holzgeld nicht!
Denn das ist eure erste Pflicht.

Wer alle Goslarische Merkwürdigkeiten und Seltenheiten gesehen haben will, muß auch einen altmodischen Eimer betrachten, der am Harzthore über dem Stadtgraben hängt, welcher hier ziem-

lich viel Wasser hat, in dessen Nässe und Moder die ertappten Gartendiebe zur Strafe einigemal, im Eimer sitzend, nieder getaucht werden. Diese Strafe ist in mehrern Städten am Harz im Gebrauch, wenigstens vor diesem gewesen.

Von allen Bergen des Harzes soll der bei Goslar befindliche Rammelsberg zuerst bearbeitet worden seyn. Um seine Entdeckung ehrwürdiger zu machen, hat die Sage den Gaul Heinrichs des Voglers dabei brauchen müssen. Der Kaiser, oder, wenn man ihn nicht dafür gelten lassen will, der Sächsische König der Deutschen, jagte und verfolgte eine wilde Sau, die sich zu weit verlor, so daß er absteigen, und das Pferd an einen Baum binden mußte. Der Hengst ward wild und kratzte derweile so tief in den Boden, daß er das unten liegende braune Erz blößte.

Die Stadt hat noch einigen Antheil an diesem Rammelsberge, in welchem ihr vier Gruben und ein Kupferrauchsort gehören. Das Erz der Gruben überläßt die Stadt der Communion (so nennt man die beiden Regierungen von Braunschweig-Lüneburg und Braunschweig-Wolfenbüttel, in so fern sie gewisse Regalien gemeinschaftlich besitzen) und diese zahlt für den Schirben, der 3½ Centner enthält, 4 bis 5 Mariengroschen. Der Kupferrauch

wird zu Goslar in dem dortigen Vitriolhofe versotten, wovon die Communion den Neunten und Zehnten als Grundherr und Stöllner bekommt. Vierteljährig erhält der Goslarsche Rath hundert Centner frisch Blei von der Communion zum Geschenk. Das mehrste, was aus dem Rammelsberge gewonnen wird, ist Blei und Kupfer, etwas Silber, Eisen und wenig Gold. Sein Wasser führt eine Menge Okergelb mit aus, das an der Bergsmündung in hiezu eingerichteten Gruben erhalten wird. Man meint, der Berg könne noch 4 bis 500 Jahre gebaut werden. So lange hat noch kein Bergwerk vorgehalten, denn jezt sollen es schon mehr als 800 Jahre seyn, daß dieses angebauet wird.

Am Rammelsberge hat Herr Lentin, ein junger Mann, der sich einige Jahre in England, in den Bergwerken von Anglesey, aufgehalten, einen Röstofen angelegt, worin die Erze des Harzes geröstet werden. Oben ist ein gemauerter Kasten angebracht, der Condensor genannt, worin die abgedampften Schwefel gefangen werden, so daß ungemein wenig verloren geht. Statt daß die Commüne sonst 1800 Centner Schwefel gewonnen hat, wird sie durch diese Erfindung 20000 Centner gewinnen. Der gemauerte Conus, der mit engen

eisernen Klammern eingefaßt ist, bestehet aus 27000 Backsteinen und ist 30 Fuß hoch. Wenn die in den Conus geschütteten Erze einmal Feuer haben, so heitzen sie sich einander selber fort, und können zehn Jahre lang in der Hitze bleiben. Die Hälfte unterwärts besteht aus wirklich röstenden Erzen, alle in Glut. Diese werden durch die Hitze entschwefelt; und weil entschwefelte Erze specifisch schwerer sind, als unentschwefelte, so fallen sie durch ein unten angebrachtes Loch, und die oben mit ihnen röstenden sinken allmählich tiefer. Alle Woche zweimal werden die ausgerösteten Erze weggenommen, und eben so oft die rohen nach angegebenen Verhältnissen aufgeschüttet, bis sie zu der untern Hälfte sinken und ausrösten. Oben an den Boden in den Schwefelkasten gehen vier hölzerne sogenannte Lutten. Sie sind hohl, und durch sie kann der Schwefeldampf vermehrt und vermindert werden. Bei meiner Anwesenheit war nur eine offen, doch war das Dach des ganzen Gebäudes mit Schwefel belegt, und gelbgrün. Der der Communion hiedurch zufließende Nutze kann, nach Herrn Lentins mündlicher Angabe, auf 40 bis 50000 Rthlr. jährlich steigen. Der Schwefel, der seine Säure hierbei verliert, ist reiner als der gewöhnliche; doch war die Sache noch im Werden. Ob sie wohl oder

übel gelungen sey, weiß ich nicht. *) Wäre indessen die Ausbeute so ergiebig, als man mir damals auf dem Rammelsberge vorrechnete: so würde hoffentlich mehr davon ins Publikum verschollen seyn. Wiewol, was kümmert sich das große Publikum, das keine Kuxen besitzt, um bergmännische Angelegenheiten?

Ich besah hier auch den Hundelauf, eine gute, Zeit und Menschen sparende Erfindung. Drei sehr lange, mit Rillen durchzogene Balken gehn von dem Schacht in die Waschhütten. Ein großer Kasten, welcher der Hund heißt, wird an dem Schacht, zwischen den Rillen, in die Waschhütten hinübergelassen. Wenn er ankömmt, kippt er von selbst um, und läßt seine Lasten fallen, dann wird an dem Stricke ein Zeichen gegeben, und an der andern Seite ein neuer, voller Hund hinüber gelassen. Vermittelst eines Stricks nach unten zieht der volle den leergewordenen Hund zurück, und die Arbeiter haben nur einzuladen, ohne sich um den Transport zu bekümmern, der durch diese Maschinerei bewerkstelligt wird.

Die Bergleute dieser Gegend am Unterharze erwerben wöchentlich 25 bis 30 Mariengroschen, und

*) Soll übel gelungen seyn.

können Holz hauen, soviel sie brauchen. Sie sind keinesweges ungesund, es giebt ihrer Achtzigjährige, die noch in den Schacht fahren. Ganze Familien wohnen in Höhlen, welche die Natur gleichsam zu Menschenwohnungen in den Felsen ausgehauen hat. Unbekannt mit dem Kreislauf, dem Getümmel und zahllosen Heere quälender Leidenschaften des gesellschaftlichen Lebens, entfernt von den Dünsten giftiger Hauche, und zerstörender Dämpfe ausfaulender Körper, welche die von Menschen zusammengeengten Städte vergiften, verleben sie hier, in den rauhen, friedlichen Felsenwänden, ein stilles, arbeitsames, ungetrübtes Leben. Nur folge man ihnen nicht in Gruben und Schachten, sehe sie einander mit hölzernen Messern den Schweiß vom nackten Rücken schaben, und mit Gefahr ihres Lebens und ihres Gebeins,*) der Erde ein Metall entwühlen,

*) Im Rammelsberge werden alle Erze, wegen der grossen Härte und Vestigkeit des Gesteins, durch Feuersetzung gewonnen. Nichts ist gefahrvoller, als diese Arbeiten; die losgebrannten Schollen decken oft im Herunterstürzen den Fleck, und zerschmettern den Fels, wo der Bergmann den Augenblick vorher stand. Die Bergleute machen an den losgebrannten Erzstücken, welche dem Herunterfallen nahe sind, ein Zeichen, und ergreifen den Augenblick darauf die Flucht. Dieses macht als.

für das der Vater seine Kinder, der Sohn die Mutter verkauft; um dessen Besitz der Mensch am Menschen zum Mörder wird, die Fürsten der Völker die Blüthe der Jugend ganzer Nationen verfeilschen, und Gottes Stelle vertretende Obrigkeiten das Geschöpf, welches der Schöpfer nach seinem Bilde, zum Herrscher des Meeres und der Erde schuf, in seinem heiligen Namen hängen und rädern lassen.

In vorigen Zeiten kamen die Savoyarden häufig in diese Gegend, verkauften ihre Mausfallen, und suchten am Rammelsberge eine Art weißlichter Körner, einer Erbse groß, welche, der Volkssage nach, gutes gediegenes Gold enthielten. Sachverständige haben es dahin berichtigt, es sei Braunstein gewesen, wodurch die Venetianer ihr grünes Spiegelglas weiß gebrannt haben; eine Wirkung desselben, welche die Deutschen damals noch nicht kannten. Seit zehn Jahren sind die Italiener ausgeblieben.

Die Luft in der Gegend von Goslar ist wegen des steten Zuges, den die Berge gewähren, rein und gesund. Die Nebel sammeln sich am Brocken, hängen sich an den Schopf des nahen Gebirgs, und decken den heitern Horizont der Stadt nie. Die

---

dann ein starkes Geräusch. Sobald das Geräusch dumpf wird, erfolgt der Sturz gleich darauf.

Kälte ist nicht so scharf und fortdauernd, als auf dem Harze, wo das Kaminfeuer in keiner Jahrszeit erlöschen darf. Um so drückender ist die Sonnenhitze, wann die Sonnenstrahlen sich an dem schroffen Felsen brechen, von dessen schlichten Wänden in doppelter Kraft zurückprallen, und die ganze, aus leicht entzündbarer Materie bestehende, Masse des weiten Gebirgs in Gährung bringt. Unter dem lichten Schatten der magern Rothtannen schwühlt dann eine ängstliche, erstickende Luft; der nackte Fels glüht; der dünne Flugsand, der hie und da den Boden deckt, wird durchbrannt; die matte Tanne senkt ihren sterbenden Wipfel; die Natur dörrt einer allgemeinen Entzündung entgegen.

Das Wasser, welches die Unterharzer trinken, ist hell und klar, wie es vom Felsen rinnt, für einen Fremden aber hart und nach Tannen schmeckend. Schnee und Regen, die auf den Tannen ruhen und herabrinnen, das Harz, die Aepfeln und Nadeln der Tannen aufweichen, aussaugen, das Empfangene mit sich fortschwemmen, und über die nackten Wurzeln der Bäume herspülen, geben dem Wasser diesen herben, aromatischen, beitzenden Geschmack.

Da die Natur die Einwohner Goslars in den Haupterforderništen der Gesundheit, in Luft und Wasser begünstigt, Wollust und Weichlichkeit

noch keine große Entnervung vorgenommen haben; Mäßigung und Arbeit in der Natur ihres Daseyns und ihrer politischen Verhältniße liegen: so bringen sie bei ziemlich dauerhafter Gesundheit ihr Leben gewöhnlich hoch. Die Krankheiten, welche die Menschen dieser Gegend wegraffen, sind Erkältungen, Schlagflüsse, alle Arten Entzündungen, und hitzige Fieber, welche die schnelle Abwechselung der durchdringenden Luft, besonders im Frühling, hervorweckt. Faule Krankheiten sind selten. Goslars berühmtester Aesculap kann, ohne Equipage, sehr gemächlich in der schlimmsten Jahrszeit bei seinen Patienten herumreichen. Auch haben die Stadtärzte das ausschließende Monopol, allein Recepte zu schreiben, Medicamente zusammen zu rühren, und Consilia zu ertheilen.

Vor einigen Jahren schlich sich ein fremder Quacksalber hier ein. Die zutraulichen Goslarer ließen sich von ihm krank machen, damit er sie wieder curiren könnte. Seine Curen erweckten Aufsehn; alles lief ihm zu, er allein purgirte, schröpfte, und ließ Rath und Bürger erbrechen. Physicus und Subphysicus der Stadt waren ihrem Untergange nahe. Sie begehrten, der unzünftige Brod-dieb sollte aus der Stadt geschafft werden: hierwieder setzten sich die Bürger, die den Wundermann

nicht einbüssen wollten. Die Aerzte begannen einen förmlichen Proceß gegen ihren Nebenbuhler, der sich, nach mehrjähriger Dauer, ihnen zu Gunsten endigte. Der Mann mußte die Stadt und ihr Gebiet räumen. Seit dieser Zeit ist das Thorexamen schärfer geworden, und wer sich als Arzt angiebt, oder dieser contrabanden Kunst verdächtig macht, muß sein Wort geben, nicht in der Stadt zu prakticiren, oder sie in acht Tagen verlassen.

Die Menschengattung dieser Gegend ist ein Mittelschlag von Thal- und Bergbewohnern; nicht so starknervicht, als diese, noch so fleischicht wie jene; von mittler Größe, doch eher gut als schlecht gebaut. Etwas verunstaltendes haben die kurzen Schenkel und Beine, so wie die durchgängig vorwärts gebogenen Knie; eine Folge des Kletterns auf den Gebirgen von zarter Jugend an. Dabei sind sie breitschultrig, von starken großen Knochen; nicht unbehülflich; gehen vesten Trittes; sind scharfe, unermüdsame, anhaltende Arbeiter. In ihrem Blicke herrscht weder Schalkheit noch demüthiges Bewundern; weder kecker Leichtsinn, noch stumpfe Bigotterie; geistreiche Physionomien sieht man nicht, doch auch keine stiere, gedankenlose. In allen Gesichtern windet und birgt sich ein duldender, trauernder, gegen das Verhängniß sanft anklagender

Zug. Schicksal und Zeit scheinen ihr Verlangen nach Genuß noch nicht zur völligen Unempfindlichkeit abgehärtet zu haben. Ein Zeichen, daß sie entweder noch hoffen, oder manchmal verstohlen geniessen. Unter den Weibern giebt es nicht selten schlanke, wollüstig geformte, sehr busenreiche Figuren.

Die Ungleichheit unter den Einwohnern ist grösser, als sie der geringen Menschenzahl, der kurzen Spanne von Verschiedenheit bürgerlicher Stände, und der reichsstädtischen Verfassung nach seyn sollte. Der Natur der Sache nach, sollte nur der Brauherr und der ihm untergeordnete Arbeiter, der Eigenthümer eines kleinen Landstücks und der Pflüger desselben, die weitesten Abstände behaupten, und in ständischen Anmaßungen aus einander stehen. So aber hat sich ein kleinstädtischer obrigkeitlicher Dünkel eingenistet, der die zahlreiche Sippschaft der Senatoren, Achtmänner, Sexvirorum ꝛc. ꝛc. ꝛc. bis zum Eckelhaften charakterisirt. Das Lächerlichste und Unstatthafteste hierbei ist, daß die angestammten Glücksgüter mit dem eingebildeten Range nicht immer in Verhältniß stehen, und die obrigkeitliche Gewalt bei jeder Gelegenheit die Hand ausrecken muß, um den Prunk und die Schellen herbei zu treiben, welche Rangsucht und Vornehmthun

heischen. Wie schwer dies in einer Stadt trifft, wo das Feld des Eigennutzes von so enger Peripherie, und so bald abgelesen ist, läßt sich leicht berechnen.

Die Goslarer sind ein sanfter, gutmüthiger, redlicher Menschenschlag. Aufrichtig und frei, sobald sie ihren Mann kennen, zurückhaltend, geheimnißvoll und kleinlich höflich gegen Unbekannte und Fremde. Ihr gesellschaftlicher Umgang strotzt von Ziereretien, ceremonieuser Steifheit und lächerlicher Titlerei.

Herr Gevatter Senator Servir, Frau Bas Senatorin Achtmännin, sind alltägliche Benennungen unter Menschen, die von der Schule her zusammen vertraut waren. Die Ehrerbietung, welche diese Magistratsmänner von dem Bürger fordern, und die dieser aus Nachgiebigkeit oder Kriecherei ihnen wirklich erweißt, ist so unanständig als herabwürdigend für den freien Bürger. Ehrbarkeit, Schamhaftigkeit, Züchtigkeit, und andere Tugenden dieser Klasse, die sich bei den Griechen einst so gar mit den Grazien einmüthig vertrugen, im nördlichen Deutschland aber, das sich überall durch mehr Steifheit von seinen Nachbaren auszeichnet, dem Aeussern für nicht dazu gewöhnte Augen ein etwas gewundenes Ansehen geben, stehen hier noch öffentlich im guten Werthe. Doch sollen einige

Damen von mittlerm Alter, deren Begriffe in der Jugend durch die Franzosen, welche Goslar im siebenjährigen Kriege heimsuchten, berichtigt worden, gegen jene altfränkische Vorzüge lauer, und gewisser Höflichkeiten empfänglicher geworden seyn.

Modesucht und Nachäffung treiben ihren Unfug in Goslar, wie in jedem Winkel des Deutschen Reichs. Dürftigkeit, die hier überall durchblickt, bringt, mit der Modernisirung gepaart, einen jämmerlichen Kontrast hervor. Der modige Schnitt eines Kleides, dessen abgebleichtes Zeug an gewisse Modefarben aus dem Schlesischen Kriege erinnert, macht einen Effect, wie der Charakter des Don Ranudo di Colibrados, in Holbergs bekanntem Schauspiel, und ich habe nicht finden können, daß eine Robe aux talons von brandgelbem Meubeldamast, an der man die Spuren verbrauchter Bettgardinen vor Augen fädmen sah, die Reize einer Frau Senatorin sehr erhöht hätte. Ein recht hübsches Mädchen aus der vornehmsten Klasse, in stark aufgekräuselten Haaren à la Cathérine de Medicis, einem Kopfputze mit sinkender Vorrichtung, einem braunrothen Jäckchen, hellgelben Rocke, einer changeant taftenen Vorschürze, in der die Diameter des gewesenen Sonnenschirms zusammenliefen, in dunkelblauen tuchenen breiten Schuhen mit großen weiß-

sen Bandrosen, schwarzen seidenen Handschuhen, auf welchen die Zwickeln lagen, zum Zeugnisse, daß sie aus des Herrn Papas aufgebrauchten Gallastrümpfen entstanden, mit einem langen eisernen Stabe in der Hand, stellte meinen Augen ein so scheckichtes Mancherlei vor, daß ich die jungen Herrn bedauerte, von denen der Dichter sagt, daß sie

„um den Putz die Dame selber geben."

Wenn es einen Werther in Goslar giebt, so wird ihm wenigstens die edle Simplicität seiner Lotte das Herz nicht verrücken.

Ich kann nicht umhin, hier auch einen Blick auf das eigene proteische Ding zu werfen, was die Sprache Religion, das Volk Glauben, und der moderne Philosoph Aberglauben nennt. Es wird von Tage zu Tage allenthalben mehr untergraben, und da, wo man es nicht unter die Füße bringen darf, mit Kaltsinn darüber geschwiegen. In Goslar aber ist die Religion den Bewohnern noch so heilig, als sie einem jeden trostbedürfenden Volke nothwendig seyn muß. Der Gottesdienst und die Religionsgebräuche stehen hier noch in eben der Achtung, und geben hier eben die Maaßstäbe für den sittlichen Charakter der Bürger und Bürgerinnen, wie fast allenthalben in kleinen Städten, wo das Kirchengehen ein Mittel gegen die Langeweile, und eine ergiebige Quelle

für Klätschereien, Neugierde und Eitelkeit ist. Noch hat der blinde Glaube mit der ihm anhängenden Deisidämonie, die, wenn sie gleich nichts Gutes stiftet, doch unstreitig auch manches Böse verhindert, starke Stützen an den Traditionen von Geistererscheinungen, Sagen von Kobolden, Nixen und Bergmännlein, die auf dem Harz, wie in allen Bergwerksgegenden, so allgemein und verjährt sind, daß sie nicht allein durchaus für wahr gehalten, sondern auch, vermöge des Glaubens, alle Tage neue seltsame Begebenheiten dieser Art nicht erfunden, sondern erlebt werden. Wenn der Glaube an das Daseyn des Teufels in den meisten Gegenden von Niedersachsen gefallen ist, so wird er in Goslar und auf dem Harz noch lange nicht erlöschen. Sollte dies arge Wesen einmal aufhören, durch seine Jünger, die bösen Kobolde, Spuck zu treiben, wovon könnten sich die Leute dort unterhalten?

Querflug über den Harz.

Aus dem sogenannten Harzthore zu Goslar setzt der Wanderer nicht so bald seinen Fuß, wenn er schon merkt, daß die Ebene aufhört, und er steigend dem Gebirge zugehen muß. Anfangs dehnen sich die Hügel und Berge, die in einer Kette an einander fortlaufen, sanft aufwärts, sind mit Erde gedeckt, und der Weg führt über eine Art von Steinkohlen-Chaussee her. Man steigt aber nicht lange, so wird das Gebirg gäher, der Felsen kahler, und der Pfad des Wanderers führt über das nackte Geklipp hin. Des Fahrens muß hier seit langen Jahren viel gewesen seyn, da die Wagenräder im Felsen der Länge nach ein Gleis ausgehölt haben, dessen Einschnitt auf manchen Stellen über einen Fuß tief geht. Die Berge tragen hier nichts als Tannen. Aber nicht die große, schwarzgrüne, ästenreiche Tanne, welche in Schwedens und Norwegens ungeheuren Wäldern ihre weiten Arme in einander flicht, auf deren dichten hoch aufstrebenden Wipfeln der Schnee wie ein

gegypstes Gewölbe zusammen friert, und ein Obdach bildet, worunter Menschen und Thiere vor Frost und Unwetter geschützt, gleich unter gedeckten Hallen, meilenweit fortwandern. Die Harztanne ist eine lange, dünne, mit magern Aesten aufgespreitzte Rothtanne. Alle Felsen, Berge und Höhen sind mehr oder weniger mit dieser dürftigen Baumart bewachsen. Hier und da sieht man nur ihre Spur noch an den abgekappten Stämmen, die über dem Boden, wie niedrige Leichenpfähle, hervorragen. Auf andern Stellen sind ganze Strecken abgestorben, oder dem Verderben nahe. Ein Wurm, der seit sechs Jahren im Gebirge ist, saugt das Harz, dies Mark der Tannen, aus; ganze Wälder sterben am Verlust ihres Lebenssaftes.

Die Bäume stehen leicht und lose in den Felsspalten. Als ich durchging, hatte ein gewaltiger Sturm, der in der Nacht über das Gebirge gefahren war, große Flecken entwurzelt, und der Weg war an mehrern Stellen durch Verhacke gesperrt. Wo das Gebirge Tannenleer ist, da deckt den Felsen ein hartes Moos, das an der Südseite verbrannt und in Norden erfroren ist. Keine urbare Spur, kein Fleckchen Wiese, keine Flur, kein Gesträuch, nicht einmal Pfriemengras gedeiht

auf diesem erdeleeren Gestein. Nur in der großen Tiefe der Thäler, wo die Bergwasser ein wenig Mull zusammengespählt haben, blickt ein mattes Grün hervor, ein magres Futter, für magre Heerden, die zwischen den Bergen klettern.

Die ungeheuerlich zusammengeschichtete Felsenmasse des Harzes gewährt ein sehr schauerliches, schwermuthsvolles Bild. Das Ganze desselben ist so monsterartig, der Umriß hat so viel Unvollendetes, Knorriges und Chaotisches, daß es scheint, als wäre beim Werden dieses Kolosses die Schöpfung gestört worden. Wer aus dem dicken Buchenwalde bei Sondershausen, oder aus Wolfenbüttels schönem Hain, grade nach dem Harz kommt, muß einen Eindruck fühlen, gleich dem, der einen Mann befallen muß, welcher zu Wien aus einer menschenreichen Maskerade, wo alles hüpft, prangt und glänzt, unmittelbae in das Josephsspital geräth, wo 2000 Menschen ihre letzten, matten Kräfte gegen die Verwesung verkämpfen. Ich senkte mich betroffen in der hohen Gegend der Harzeburg an einer kranken Tanne nieder, und blickte auf die zahllose Menge gestorbener Bäume um mich her. Wahrlich, ich glaubte mich in die Mitte eines allgemeinen Lazareths versetzt, in

das die Natur die siechen Bäume aller Wälder der Erde verwiesen hätte.

Bergsbewohnern, die ihre Heimath selten verlassen, pflegen weite Thäler anfänglich sanft, angenehm und zuletzt langweilig vorzukommen. Die Natur strozt und droht weniger im Thal, als auf Bergen, und spendet doch meistens mit milder Hand im Thal mehr Ueberfluß und Segen aus; gleich als ob minder Anstrengung dazu gehörte, ihre Fruchtbarkeit als ihre Dürre zu zeigen. Drückte nur den Bergbewohner, wenn er ins Thal geräth, die schwere Luft und das Phlegma der Thalmenschen nicht, er würde gern unten bleiben, und seinen Steinklumpen mit der grünen Fläche vertauschen.

Ein ganz anderes Gefühl ergreift den Thalbewohner, der selten Berge sieht und erklettert, wann er dieses Wagstück einmal bestehen muß. Die Welt gewinnt für ihn plötzlich ein anderes Ansehen. Die Stockwerke seiner Häuser, die größern Gefächer seiner Kirchenthürme sind die einzigen Dinge zwischen ihm und den Sternen, woran er seine Begriffe von Höhe zu üben gewohnt ist. In ihnen aber fühlt er sich eingeschlossen; aus dem Fenster allein kann er sich durchs Auge vergewissern, daß er nicht in gleicher Linie mit den

Leuten auf der Gasse steht. Doch daß der Mensch sich in der Höhe gefalle, kann sich selbst Jeder beweisen, der einmal einen Thurm erstiegen hat, wenn ihm gleich, oft in dem nemlichen Augenblick, der Gedanke an die von ihm übersehene große Weite Demüthigung einflößte. Kein Thurm, kein hohes Haus indessen hält die Vergleichung mit einem zu erklimmenden Bergrücken aus. Hier sieht, hier fühlt und versichert er sich bei jedem sauern Schritte dessen, was er gethan hat, und was ihm zu thun noch übrig bleibt. Er tritt nicht auf künstlich gehobelte und eingefügte Bretter, die er selbst oder sein Großvater hat legen gesehen. Der oft kahle, oft bemooste Stein, der den Schall seiner Ferse zurückhallt, liegt seit der Entstehung der Welt, oder der letzten, selten in den Jahrbüchern der Geschichte bemeldeten, Revolution der Erdgegend da, war einst unzugänglich, und kann auch jezt nur von dem Fuße eines tapfern Mannes gerieben werden, der die Gefahr des Schwindelns nicht scheut. Um ihn weht Luft, kälter, derber, erfrischender, als die dunstvollen, mattgehauchten Winde des Thals. Nur von Gottes Hand gepflanzt, wachsen und verirren sich hier Bäume und Gesträuche durcheinander, unbeschnitten, unberupft, selten von menschlichen Augen

erblickt. Der Bergwanderer geht seinen Weg meistens allein; das erhöht den Werth seiner Gefühle, die nur durch ihr eigenes Wirrwarr unterbrochen werden. Er glaubt sich daher ein Abentheuer zu bestehen; es scheint ihm, als ob er die Welt verließe. Denn was er um sich her sieht, ist nicht die Welt mehr, die er zu sehen gewohnt war. Es ahndet einem gleichsam, man werde zu einer ganz andern Gattung Wesen kommen; denn da die Natur hier anders ist, so müssen auch die von ihr gezogenen Menschen anders seyn. Auf dem ersten Gipfel des erstiegenen Berges, nach der Durchempfindung der Freude über das, was man ausgerichtet hat, pflegt sich die Sehnsucht nach Geschöpfen unsers Gleichen zu rühren. Der oben starrende wilde Wald, dessen Pfad man kaum auf zehn oder zwanzig Schritte gewahrt, mehrt diese Sehnsucht, weil er ihre Erfüllung zu zernichten scheint. Daher ist der Anblick eines einzelnen Hauses, in einem tiefen Gebirge, so angenehm und tröstend, der Anblick eines Dorfs auffallend und wunderbar, der Anblick einer Stadt so gar neu, befremdend, und einem Traume gleich.

Auf diese Betrachtungen führt mich die Erinnerung meiner ersten Ansicht von Zellerfeld und Klausthal. Gern, wenn ichs vermögte, schil-

derte ich meinen Lesern das ganz eigne, überraschende, und fast mit einer Art von Misfallen vergesellschaftete Vergnügen, das meiner ganz Herr ward, als ich vom Berge oben den ersten Blick in und über diese beiden Bergstädte warf. Ich verließ Goslar an einem launischen Nachmittage, in welchen sich Sonnenschein und Regen getheilt hatten. Ich hatte zwei kleine Meilen zu machen, die einige Leute in Goslar schon mehrmals in drittehalb Stunden zurückgelegt haben wollten. Die theils vom Himmel fallende, theils der Gegend noch von vorigen Tagen anklebende Nässe machte mir einen Theil meines höchst romantischen Weges verdrießlich. Ich stieg und kletterte auf und nieder, über hingefallene Tannenhaufen, in Schluchten, über Graben, durch Oeden und begrünte Gegenden. Keine Seele begegnete mir. Ich fing an zu fürchten, daß ich in die Irre gerathen mögte. Diese Furcht ward durch die Gewißheit der bald einbrechenden Nacht wegen der Tiefe der Sonne vergrößert. Keine Spur von Menschenhänden, als der trügliche Pfad, der mich leitete. Es war keine geringe Beruhigung für mich, als ich nach langer Erwartung endlich ein von menschlichem Scharfsinn erfundenes Ding erblickte,

das mich mit Unwillen an die Geschöpfe meines Gleichen erinnerte. Es war kein Haus, kein Garten, kein Pflug; es war — ein Galgen.

Columbus urtheilte aus der Menge Vögel, die um sein Schiff herflogen, daß er nahe am Lande seyn müßte, und ward froh darüber. Ich urtheilte aus dem Anblicke des Galgens, daß ich mich nicht weit von einem Orte befände, wo peinliches Gericht gehegt würde, und also höchst wahrscheinlich nach Zellerfeld gelangt wäre; aber meine Freude darüber ward durch die Beschauung des Gerüstes nicht wenig verkümmert, welches das Merkmal meines Willkommens abgeben sollte. Es kam mir nicht allein äusserst unartig vor, daß man den Fremden die Honneurs seiner Stadt durch einen eckigen Dreifuß macht, dessen Holz sogar schon infamirt. Am unerträglichsten war mir der Gedanke, daß hier, in diesen Schlünden, Tiefen und Wildnissen, wo sich die Menschen anfänglich nur mit vielem Widerstreben der Natur hatten vestsetzen können, unordentliche Begierden und Grausamkeit ihre Wuth so weit, als auf dem offenen platten Lande treiben.

Demungeachtet kletterte ich zu ihm hinauf. Er stand oben auf einem ziemlich runden Berge,

der sich in der Breite vor und an beiden Seiten weit fortdehnte. Während des Steigens erblickte ich nichts weiter, als ihn. Eine schwarzgraue Wolke drohte über mir, und dunkelte das Land. Wie ich meinem Wegweiser fast nahe gekommen war, sah die Sonne plötzlich mit glimmendem letzten Strahl aus dem Gewölke hervor, und bereitete die niedern Gegenden zu der Klarheit vor, in welcher ich sie zuerst erblicken sollte. Ich stand eben neben dem Galgen, als sich meinen Augen eine Scene öffnete, deren Erinnerung mir unvergeßlich seyn wird.

Der Berg, dessen Gipfel ich nun erreicht hatte, schwoll über die Ebene nur genau so hoch empor, daß er die freie Aussicht auf einen andern Berg von fast gleicher Höhe gewährte, der sich eben so breit vor dem Auge hinstreckte, und vom Horizont begränzt wurde. Was zwischen beiden Bergen lag, war wohl kaum Thal zu nennen; so schmal, enge und abgekniffen war dieser tiefe Erdstrich. Hier war nur Raum genug für ein Wässerchen, über welches eine kleine Brücke ging, an der ein blaubemalter Stein lag.

Ich war an der Nordseite des Berges, worauf ich jetzt stand, aufgestiegen. Die Südseite, woran ich niedergehen mußte, und die Nordseite

jenes erblickten Berges waren meinen Augen frei. Ich übersah also zwei halbe Berge auf einmal. Auf diesen beiden Abhängen liegen jene beiden Städte, Zellerfeld und Klausthal. Beide machen nur eine einzige Gasse aus; aber so lang, so voller Gebäude, so durchaus auf einmal allenthalben sichtbar, daß das Auge betäubt wird, und indem es dem langen langen Striche folgt, nicht eher in Ruhe geräth, als bis es am Ende dieser wunderbaren Linie durch eine auf der Spitze des gegenüberliegenden Berges stehende Windmühle gewaltig zum Stocken gebracht und gezwungen wird, wiederprallend die lange Linie bis zu seinem Ich zurück, schnell noch einmal durchzulaufen.

Die eben beschriebene lange Gasse ist mit 1518 Häusern besetzt, von welchen die vordersten 600 die Stadt Zellerfeld, und die hinterwärtigen, bis zu der Windmühle sich erstreckenden 918, die Stadt Klausthal abgeben. Jener blau bemalte Stein an dem Brückchen dient als Gränzzeichen zwischen beiden. Ueberall von oben bis unten, und wieder bis oben, sind die Häuser von Holz, mit hölzernen Schindeln gedeckt, und die öffentlichen Gebäude, Kirchen, sogar die Thürme sind von eben der Bauart. Eine gierige Feuersbrunst könnte nach keinem leichter entzündbaren Raube zün-

geln. Der größte Theil der Häuser ist mit grüner Farbe bestrichen, von den übrigen die meisten mit gelber.

Klausthal wird auf 8000, Zellerfeld auf etwan 5000 Einwohner berechnet. Sie führen den Titel und die Gerechtsamen freier Bergstädte, und bezahlen dem Landsherrn keine Abgaben. Daher sind die Stadtkassen in gedeihlichem Zustande, obgleich die Kirchen- und Schuldiener aus ihnen besoldet werden. Bei jeder Grube, welche 124 Kuxen enthält, hat jede von beiden Städten eine freie Kuxe, von welcher die Ausbeute der Stadt zufällt.

Zu Klausthal ist ein Waisenhaus, worin sich 36 Kinder befinden, die hier sehr gut erhalten werden. Es ward von einem Herrn von dem Bussche gestiftet, der 14000 Rthlr. Fond einlegte. Jede Stadt hat einen Stadtschreiber, der studirt haben muß, und acht Rathsherren, die aus den Bürgern erwählt werden. Hier sitzt das Bergrecht, die Rechnungscommission, und alles, was zum Bergwesen des Harzes gehört. Der Berghauptmann, die Bergräthe, Bergmeister, wohnen hier; diese, die Händler und Gewerke, die das Gebirge bedarf, machen, nebst einem Theil der Bergleute, die Bevölkerung der Städte aus.

In Verhältniß der benachbarten Gegend lebt sichs in diesen Städten sehr theuer, da alles, bis auf sechs Meilen weit, aus den Städten der Ebene, Nordhausen, Goslar und Braunschweig, geholt werden muß. Den Begriff, den Reisende von der Theurung oder Wohlfeiligkeit eines Ortes wegbringen, nehmen sie gewöhnlich aus den Wirthshäusern mit, wo sie eingekehrt sind. Wollte ich aus diesem Verhältnisse hier die Preise der Dinge in Klausthal bestimmen, so müßte ich sie für die allertheuersten in ganz Deutschland annehmen. Mein armer Genius führte mich bis ans Ende beider Städte, bis nahe zu der obgedachten Windmühle hin, wo ich eine Art Gasthof fand, der gleichfalls das Schild der Windmühle führte. Wie die andern Wirthshäuser in Zellerfeld und Klausthal beschaffen seyn mögen, kann ich aus eigener Erfahrung nicht berichten. Rühmen aber darf ich, zur Steuer der Wahrheit, die Windmühle keinesweges. Der Preis für Lebensmittel, Wohnung und Aufwartung ist allzuhoch gestellt. Das mögte hingehen, wenn man nur nicht, für sein Geld, lauter verdorbene, verrochene und unsaubere Dinge, mürrische Gesichter, und eine solche Langsamkeit und Plattheit in der Aufwartung erhielte, daß man, ungeachtet der auffallenden Schönheit

des Orts, ihn doch gern bald wieder verläßt, weil einem hier daheim nicht gütlich gethan wird.

Der als Superintendent zu Klausthal verstorbene Ziehe, der so viel Wunderbares in die Zukunft hinein prophezeit hat, und an dessen Weissagungen, wie mir versichert worden, viele Leute dieser Gegenden noch ziemlich allgemein glauben, soll eine recht gute Haut von einem alten Manne gewesen sein, der sich durch seine Biederkeit in dem ganzen Bezirke beliebt gemacht, und dadurch vielleicht zum Theil seine Pfarrkinder bewogen hat, seine Prophezeiungen für mehr, als das Radotage eines verirrten Kopfs zu halten. Er hat sich nicht wollen ausreden lassen, daß er nicht ein Seher wäre, dem Gott eine Gabe verliehen hätte, die wenigen Menschen zu Theil wird.

Die Unart des Wirths in der Windmühle machte, daß ich das gute Klausthal, dessen Anblick mich anfänglich so bezauberte, früher verließ, als ich eigentlich willens war, und mich auf den Weg zum Andreasberg anschickte. Die Schönheit dieses Weges ging aber des sehr schlimmen Wetters wegen, das ich zum Begleiter hatte, für mich verloren. In der Frühe beim Auswandern hingen die drohenden Regenwolken noch an den Bergen, gleich als hätten Nacht und Kälte sie

vestgeklammert. So wie Wind und Tagesluft sie lösten, senkte sich der Regen erst als feine Staubnässe, bald aber goß er, wie eine Sündfluth, vom Himmel herab, und der Sturm peitschte den eiskalten Regen bis durch die Haut. Der Weg war so aufgenäßt und schlüpfrig, daß jeder Tritt ein Fall war. Die dichten Bäume, unter denen sich's bei Sonnenschein kühl und gut weggehen mag, klatschten mir mit ihren Zweigen um Gesicht und Nacken, und schüttelten den aufgefangenen Regen in dicken Tropfen über mich her. Die Cascaden, die hier der Waldstrom so häufig bildet, blieben von mir ungehört, der ganze Himmel glich einem Wasserguß, und der Wind brauste so stark, daß das Geräusch der Wasserfälle meinen Ohren nicht laut werden konnte. Ich war froh, gegen Mittag den Andreasberg erreicht zu haben, wenn gleich die gepriesenen Schönheiten, und das der Schweitz ähnelnde Romantische des Rehberger Grabens für mich durchaus verloren war.

Das 500 Feuerstellen enthaltende Bergstädtchen Andreasberg liegt in einem nicht weiten Kessel, der von Bergen gebildet ist, die alle aufgewühlt, mit Erde, Schlacken und Asche überschüttet sind. Man glaubt in das Grab eines Un=

geheuers, oder unter die Ruinen eines großen in die Luft gesprengten Pulvermagazins zu treten. Die kleinen Häuserchen des Städtchens stehn versteckt wie Särge hinter den Bergen. Das Wetter hatte Menschen und Thiere aus der Luft in ihre Hütten gescheucht, kein Zweig grünte, keine Schwalbe zwitscherte hier. Es war ein zerstörter, todter Anblick, und in einer hellen, stillen Mondesnacht muß dies ein schauervoller grauriger Fleck seyn.

Der Wind schien sich den Nachmittag zu besänftigen. Der Himmel ließ hie und da hellere Blicke durchschimmern und machte mich hoffen, unter weniger Unwetter noch diesen Abend bis Nordhausen zu kommen. Aber der Sturm hatte nur dem starken Regen Platz gemacht, es goß herab. Der Weg, vorzüglich in den Schlünden, war dermaßen aufgeweicht, daß es Schweiß kostete, die Beine herauszuziehen. Hie und da durchkreuzten die Waldbäche in den Gründen den Weg, wo dann große hingewälzte Felsstücke einen Pfad für den Wanderer hergaben. Das Gewässer strömte an mehrern Stellen über dieses schmale, schlüpfrige Steinpflaster, und schoß so reissend daher, daß es unmöglich ward, den Fuß darauf zu behalten; die Gewalt des Wassers schnitt jeden Tritt

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

weg. Dürfte ich mir es von meinen Lesern abmerken lassen: so mögt' ich schier sagen, daß ich zu dieser Zeit gewünscht habe, ich wäre zu Hause geblieben. Vielleicht wäre ich wirklich in den Knietiefen Spuren irgendwo stecken geblieben, die mein eigenes Corpusculum in den Leim prägte, oder von einem glatten Stein herunter geglitten, und vom Wasser fortgeschwemmt worden, hätte sich nicht ein freundlicher Berggeist über mich erbarmt, und mir in der Person eines flinken, wohlgemuthen herzigen Weibes eine Mitpilgerin zugesendet. Ich traf sie in der sogenannten Schluft an, einer wilden Vertiefung, die keinen Ausgang zu haben schien, und wo die Natur mit allerlei Abhängen und schüßigen Hügeln hatte spielen wollen. Dieser Ort, dessen Name so viel als Kluft, anderswo auch Schlucht ausgesprochen, bedeutet, würde zu einer andern Zeit meine Augen ganz anders beschäftigt haben, als er in diesen Umständen meine Kniee anstrengte.

Das ehrliche Weib, das sich hier zu mir gesellte, ging barfuß, und klammerte sich mit den Fersen an die glatten Steine, ließ mich dann an der Seite, wo der Strom herschoß, meinen Fuß an den ihrigen setzen, so brachen wir gemeinschaftlich die Gewalt des Wassers und kamen bis zur

Zorge. Sie war die Frau eines Preussischen Invaliden, der zu Ellrich jährlich zehn Preussische Thaler Pension genoß. Sie hatte sechs Paar junge Hüner zum Verkauf nach Klausthal gebracht, und war mit dem Gewinnste von 8 bis 10 Mariengroschen, den ihr der saure Gang von fünf Meilen einbrachte, recht wohl zufrieden. Der schlimme Weg, wie das fürchterliche Wetter, schien sie nicht zu befremden, sie klagte über nichts, und meinte, die Wege, wie das Wetter, müßten in Kurzem bald besser werden, da wir schon im Junius wären. „Wenn meine Kinder nur gesund bleiben, und mein Mann nicht wieder die ganze Pension versäuft, so bringe ich mich und die kleinen Würmer wol durch." Sie rieth mir, auch barfuß zu gehen, weil ich dann besser fortkommen würde, und meinte, da ich ihr sagte, ich fürchtete, mich in den Dornen und Tannennadeln zu verwunden, ich hätte wol besser gethan, zu Hause zu bleiben, wenn ich so zimperlich wäre. Ihren treuherzigen Rath, den sie mir ohne Verziehung einer einzigen Gesichtsmuskel gab, glaubte ich mit einem halben Gulden erwiedern zu können, den ich ihrer Armuth schon vorher zugedacht hatte. Jezt sah ich zum erstenmal, daß sie ihre Züge zu verändern fähig war. Sie blickte mich mit großen Augen an, und

fragte mich, wie weit ich noch zu gehen hätte. Ihr zu antworten, was meine Leser schon wissen, daß ich ins Unendliche fortgehe, hätte hier nichts gekleckt. Ich sagte ihr also kurz und gut, ich ginge nach Rom. „Das muß ein schnörkellanger Weg seyn, versetzte sie; da kommt ihr wol das ganze Jahr nicht hin. Es ist ein albern Stück von euch, Euer Reisegeld gleich auf die Erste wegzugeben; denn Ihr scheint mir nicht ferne herzukommen, weil ihr das Deutsche sprecht, wie die vornehmen Leute in Ellrich. Behaltet euern halben Gulden, und geht rathsamer mit euerm Gelde um; sonst kommt ihr nicht weit. Du Herzensgöttchen! wie das junge Volk mit dem schönen Gelde scharwenzt, das einem so sauer zu verdienen wird!“ Ich that ihr Vorstellungen, aber umsonst. Sie nahm meinen halben Gulden nicht.

Endlich standen wir vor einem armseeligen Kruge in der Zorge. Meine Begleiterin empfahl mich dem Wirth, nippte einige Tropfen Branntwein, und ging weiter. Für mich war es nicht möglich, ihr zu folgen; bis auf den letzten Faden durchgenäßt, vom Schweiße triefend, müde und matt, sehnte ich mich nach Ruhe und einem geheizten Ofen, um meine Kleider zu trocknen. Das ganze Wirthshaus bestand aus der Krugstube,

und einer engen Kammer, in der ein Bett und eine lange Lade den ganzen Raum ausfüllten. Das Bett diente zum Krankenlager für die Wirthin, die an der reissenden Gicht seit siebenzehn Jahren darauf gelegen hatte. Die Krugstube war von Bauern und wandernden Bergleuten besetzt. Für mich blieb nichts als jene lange Kiste zum Nachtlager übrig, und so hart mir diese Ruhestätte auch war, so verschlief ich doch die Nacht so vest, daß ich nichts von dem Gejammer meiner kranken Nachbarin gehört, und nicht gemerkt habe, daß ich zwischen der Wand und der Kiste herunter gerutscht war; denn ich lag, da ich am Morgen erwachte, unter meiner Bettstatt.

Ich war Willens, die schöne Lage der Zorge und ihre Eisenhütten, am Morgen, ehe ich von dannen wanderte, zu besehen. Aber es war nicht möglich, im Dorfe fortzukommen, der Boden war Ein Sumpf. Die Erde enthält hier sehr viel Eisentheile, so daß der Morast wie ein mit Blut durchkneteter Teig aussah, und ich an die Zeiten erinnert wurde, die Johannes in der Apokalypse weissagt, und deren Erfüllung Bengel als jezt eintreffend erklärt haben würde, wenn er den neufränkischen Krieg erlebt hätte. Der dritte Engel des sechszehnten Kapitels schien seine Schale ausgegossen zu haben. „Blut hast du ihnen zu trinken gegeben, denn sie sinds werth.“

Mir bebten die Zehen einwärts in den noch vom vorigen Tage her nassen Schuhen, als ich mit ihnen in diesen weichen Brei zu treten versuchte. Gern wär' ich in dem Dorfe der Zorge, das bei gutem Wetter ein sehr freundliches Ansehen haben zu müssen scheint, auf der Bärenhaut geblieben, bis der Boden trockner geworden wäre. Mein Wirth aber beschrieb mir den Weg nach Ellrich ungemein kurz, und sagte, es wäre bloß um eine gute Stunde zu thun, die ich daran wagen mögte. Es war Armuth, was den ehrlichen, mit doppeltem Hauskreuze geplagten Mann zu diesem nicht wirthschaftlichen Rathe bewog. Es war durchaus nichts bei ihm zu haben, was ein etwas honetter Magen bedarf, um nicht einzuschrumpfen.

Der Fahrweg, den ich zu gehen hatte — denn an einen Fußsteig war keinesweges zu denken, war so durchaus von einerlei kothigen Beschaffenheit, daß ich mit all meinem Hin- und Herwenden nichts ausrichtete. Ich brachte mehr Zeit mit Einsinken, als mit Fortkommen zu. Vielleicht war schon eine Viertelstunde vergangen, bevor ich zwanzig wirkliche Schritte gemacht hatte. Wie beneidete ich das Loos der guten Frau von gestern, die nun schon in Ellrich war!

Mismuth machte mich stehen. Ich betrachtete um mich herum die Gegend. Von meinem Wirthshause erblickte ich nur noch einen Theil der Seite; es stand an einem Berge, der mir wegen einer starken Ausbucht, die ich nicht für das, was sie war, unterschied, eine nur mäßige Höhe zu haben schien. Oben schien er sehr buschicht; unten aber gewahrte ich sparsam hängendes Gestripp und Strauchwerk. Lieber geklettert, als vermodert, dachte ich, und schwang mich mit einem derben Hops aufwärts, indem ich mich an Sträuchern vesthielt.

Mit der sich gar bald links umschlängelnden Fahrstrasse Parallel-Linie halten, ließ sichs auf dem vorschüßigen Berge nicht. Hier galt es klettern, welches mir, wegen des Gesträuchs, das ich hie und da vorfand, nicht sonderlich schwer wurde. Umsehen durfte ich mich nicht, weil ich die Füße nicht hinterwärts rücken konnte. Dabei hielt ich mich links, als an welcher Seite Ellrich mir liegen mußte. Endlich hatte ich mich über die Bucht des Berges empor geschwungen, und sah zu meinem Erstaunen, daß ich noch einen Gipfel zu ersteigen hatte, der vielleicht über eine Stunde mich aufhalten würde. Ich blickte rückwärts: keine Landstraße war sichtbar; vorwärts: kein Ellrich erschien mir; ein Dickicht von Bäumen hinderte meine Aussicht. Auch mein Wirthshaus

war verschwunden. Ein Theil des langen, zerstreuten Dorfs lag mir dicht am Berge, meinen Augen so frisch und neu, als hätte ich es selber eben erst von oben herunter geworfen.

Umkehren konnte ich nicht mehr. Was ich vorgeklettert hatte, konnte ich nur zurückfallen. Nichts blieb übrig, als aufwärts zu streben, und mich nicht daran zu kehren, wohin der Weg über den Berg mich bringen würde. Es ward mir jezt nicht mehr beschwerlich; es ward ein Vergnügen, höher zu kommen. Wenigstens ist es hier trockner, dachte ich. Oberwärts war mein ganzer Berg Ein Wald. Aussicht konnte ich gar nicht mehr gewinnen. Ich eilte sehr, die Erwartung gab mir Flügel. Nach Verlauf einer starken halben Stunde war ich auf der Kuppe. Spitze darf ich sie nicht nennen; denn der Berg war oben platt, und schoß auf der andern Seite sanft niederwärts. Hier fing ich an zu bedauern, daß ich mich so unbedachtsam in Schweiß gesetzt hatte. Der Wind wirbelte mit den um mich her leidenden Buchen und Erlen so gewaltig, und diese theilten mir von ihrem Rausche so viel mit, daß ich in einer Minute bis ins Fleisch durchgekältet war. Ich mußte die Bewegung fortsetzen, sonst wär' ich umgefallen und vielleicht erfroren.

Zu meinem Troste fand ich, daß ich auf einem betretenen Wege war. Ich hörte gar Menschenstimmen. Meine Phantasie war während meines Kletterns und Irrens in Gang gekommen, und aus meiner Jugend beinah schon erloschene Eindrücke aus Robinsonaden wieder erwacht. Wie ich eben hinter einer Eiche hervortrat, erblickte ich eine Scene, die mit jener zu vergleichen war, die der erfindsame Crusoe vor sich hatte, als die Kannibalen an seiner Insel gelandet hatten, und ihre Gefangenen dort verzehren wollten. Eben so nahe lag meiner Einbildung der Ort im Walde, wo Gil Blas mit seinen drei Begleitern die Räuber antrifft, die den Grafen von Polan mit seiner Tochter an Bäume gebunden, und ein Feuer angemacht haben, wobei sie bei einem Theil der erbeuteten Victualien sich gütlich thun. Wäre es um mich her Nacht gewesen, so hätte sich die letztere Scene natürlicher wieder gespielt, und die Furcht mögte meinem Blute heftiger zugesetzt haben.

Ich erblickte eine große, weite Grube, worin ein düstres Feuer dampfte. Glut war noch nicht; aber das Holz knisterte. Rings am Rande der Grube saßen zehn bis zwölf schwarze Menschengestalten, nur um die Mitte des Körpers bekleidet, über und über mit Ruß bedeckt, in struppichten Haaren.

Es waren Köhler; Leute, von deren eisenvestem Glauben, aber von deren Diebesheleret auch, alte und neuere Anekdoten in Menge handeln. Das schwarze, wilde Wesen dieser Menschen war mir neu, hatte folglich etwas schreckendes. Sie fanden mich ganz allein, gewiß über eine Stunde Weges von jedem menschlichen Aufenthalte entfernt. Wie leicht konnten sie mich berauben, und ich hätte nicht einmal die Gesichter meiner Plünderer gekannt; so gleich macht die Schwärze!

Demungeachtet mußte ich mich ihnen nähern, und sie um den Weg nach Ellrich fragen. Als ich dies that, blieben sie anfänglich stumm, und sahen einander an. Ihre einförmige Beschäftigung muß diesen Leuten wol gar die Aeußerung der menschlichen Geselligkeit, die Lust zu sprechen, benehmen. Ich sah mich genöthigt, nicht ohne Besorgniß eines übeln Vorhabens von ihnen, meine Frage zu wiederholen. Nun nahm einer das Wort. Er sagte mir, ich müßte umkehren, den Berg niedersteigen, und dann zur Rechten weiter gehen. Das war kein Wasser auf meine Mühle. Sonach hatte ich anderthalb Stunden vergebens mit Gehen zügebracht, mußte sie noch einmal machen, und dann auf der von mir verabscheu'ten rothen Kothstraße meinen Füssen zu Troz fortwandern. Ich entdeckte

ihnen meine Gesinnungen darüber. Wie Pagoden, ohne alle Rührung, hörten sie meine Schilderung der schlechten Straße an, und der einzige, der bisher gesprochen hatte, rieth mir, an der Seite, wo ich nun war, den Berg hinunter zu gehen, so würde ich nach Walkenried kommen. Von da wäre Ellrich nicht weit. Ich dankte für den Bescheid, sagte Adieu; keine Antwort.

In kaum einer Viertelstunde war ich vom Berge heruntergerutscht, und sah eine schöne, lachende, nicht sehr breite, aber ungemein lange Ebene vor mir, grün, fruchtbar, hie und da einiges Vieh darauf. Aber da war noch eine Schwierigkeit zu besiegen. Zwischen dem Fuße des Berges und der Ebene schoß ein schnelles Gebirgswasser rauschend her, das nicht zu überspringen war. Von dem Strome fortgerissen zu werden, fürchtete ich mich eben nicht; aber das Wasser war zu tief für meine Kniee, ich wäre mit halbem Leibe hineingesunken.

Ich kroch hin und her am Berge, das Wasser ward nur noch breiter. Ich stieg auf einen Baum, der zu unterst stand, und dachte, mich an einem der Aeste nieder und über das Wasser zu schwingen. Kein Ast war schwank genug. Nun begann ich zu murren; alle meine Bestrebungen vom Wirthshause

der Zorge an waren unnüz gewesen. Ich mußte wieder zurück klettern.

Doch that ich nicht viele Schritte rückwärts, als sich zu meiner Linken ein loses, durch irgend einen Zufall abgeblättertes, Felsenstück zeigte, das durch einen Hebel zu regieren war; hiezu diente mir mein Knüttel. Ich wühlte den Grund auf, und hatte die Freude, daß mein Stein ins Wasser plumpte, und einen Strudel vor meinen Augen bildete. Ich gelangte trocknes Fußes hinüber. Wenn nach mir ein Verirrter auf diese Stelle kommt, und diese steinerne Grundbrücke betritt, so denke er daran, daß er sie mir zu verdanken hat.

Die freundliche Ebene, worauf ich jezt vesten Fuß gefaßt hatte, verschwand mit ihren äussersten Gränzen links und rechts am Horizonte, ohne mir eine sichtbare Ursache zu der Vermuthung zu geben, daß ich einer Stadt nahe wäre. Den nächsten Weg nach Ellrich zu erfragen, ging ich auf ein unfern von meiner Brücke, an eben dem Wasser gelegenes, Haus von guter Mine zu. Beim ersten Anblick mußte ich es für die Wohnung eines Katholiken halten, denn in der Mauer in Nischen standen kleine Heiligenbilder, auf der Thüre war ein Legendenhistörchen abgebildet, und darüber in einem Kranze einige biblische Sprüche, lateinisch, vermuthlich aus der Vulgate, ge-

schrieben. Mich dünkt, daß hie und da die Einfassungen des Gemalten und Geschriebenen aus sonderbaren Charakteren bestanden, deren gleichen ich vordem wol auf Abbildungen von Steinen aus den ägyptischen Pyramiden bemerkt hatte, ohne sonderlich Acht darauf zu geben. Es liegt aber in den ägyptischen, koptischen, habessinischen und andern africanischen Buchstäblein etwas Wunderhaftes und Magisches, das den in dergleichen Dingen unbewandert gebliebenen Anschauer ergreift, wann er sie an einer Stelle gewahr wird, wo sie ausser allem Zusammenhange mit seinen Erwartungen stehen. So ging es mir. Mein ganzer bisheriger Morgen hatte aus Abenteuern bestanden, zu denen freilich meine Einbildung das Beste gethan hatte; ich hoffte die Summe derselben in dieser magischen Wohnung vermehrt zu sehen. Schade, daß es mir nicht nach Wunsch gelang!

Ich öffnete die Thür laut und langsam, um Niemanden durch meine befremdliche Erscheinung zu überraschen. Ich sah ins Haus hinein; an beiden Seiten gingen Wände von Zimmern her, und auf der Flur befand sich volle Oede. Gleich aber that sich rechts eine Thür auf, und ein Mann trat heraus, den ich jetzt beschreiben muß. Es war eine lange, breitgebrüstete, stämmige Figur, blutroth von Ge-

sicht, und einem sehr ernsthaften, melancholischen aber gesetzten Ansehen. Auf dem Kopfe trug er etwas, das mehr einem Turban, als einer Mütze glich, aber mit rothen Bändern, um einander geschlungen und geknotet, vest angebunden war. Ein großer Schlafrock oder Kaftan ging ihm bis zu den Füßen nieder, an denen er, wenn ich nicht irre, graue Pantoffeln hatte. Der Schlafrock war, gleich wie die Mütze, mit einer Menge rother Bänder, aber loser als jene, überbunden, als ob er einen Theil seiner Haut vor der Luft vest verwahren wollte. Den Bart schien er sich nicht wachsen zu lassen, er war aber seit langer Zeit nicht abgenommen worden. In der Hand führte er einen langen Prügel, der ihm so ziemlich die Figur eines Moses gab, als er im Angesichte des Königs Pharao Schlangen erschuf und wieder entwandelte.

Zwei Schritte mogte ich in das Haus gethan haben, als dieses Menschenwesen mir entgegen trat. Der seltsame Aufzug des Ehrenmannes machte mich gleich so stutzig, daß ich nicht näher ging, sondern ihm mein Anliegen, nach Ellrich zu kommen, stehenden Fußes vortrug. Er richtete die Augen starr auf mich, und streckte den Wunderstab aus, den er in seiner Hand hielt. Mechanisch fuhr ich zurück, und stand wieder auf der Schwelle. Hier wiederholte ich

mein Gesuch in stärkern Ausdrücken. Die Blutfarbe um seine Augen her schien sich zu erhöhen, sein Blick ward unwilliger und drohend. Mit vestem, gesetzgebrischen Schritte schwoll er auf mich zu, drängte mich von der Schwelle, ergriff die Thür mit Wuth, zog sie an sich, und verschloß sie von innen. Verdrießlich über seine Unhöflichkeit, und neugierig zu wissen, was es sonst für Bewandniß mit diesem Moses haben mögte, klopfte ich einigemal wieder an, aber es rührte sich meinetwegen nichts. Todtenstille schwebte um diese stumme, unwirthliche Wohnung her. Sie stand einsam; kein Mensch, der mir Auskunft geben konnte.

Ich wandte mich links, und fand einen Pfad. Eine halbe Stunde fern lag ein zerstreutes Dorf, mein Pfad aber führte nicht dadurch. Doch fand ich eine alte Frau, die nasse Leinwand auf dem Felde ausbreitete. Von ihr erfuhr ich, daß ich auf dem rechten Wege wäre. Ueber den Padmanaba im Kaftan aber gab sie mir keine Nachricht. Ich mogte fragen, so viel ich wollte, so konnte sie mit aller Aufmerksamkeit und Besinnung meine Meinung nicht ergründen. Endlich fand ich, daß sie irre redete, und nicht zwei Ideen verbinden konnte; deswegen verließ ich sie,

ob sie gleich gerne noch plaudern wollte. Noch bis diese Stunde also weiß ich nicht, ob der Mann ein Einsiedler, Alchymist, Teufelsbanner, oder bloß ein Stummer gewesen sey. Denn die Leute, mit denen ich weiter entfernt davon sprach, ließen sich erst weitläuftig die Gegend beschreiben, wunderten sich, daß dort ein Haus so allein stehe, schüttelten dann den Kopf und sagten mir, sie wüßten nichts davon. Mancher glaubte vielleicht, das ganze Stückchen hätte mir geträumt.

Der Pfad, den ich immer verfolgte, brachte mich an ein altes gemauertes Thor, durch welches man in eine Art von Stadt schaute, die aber verlassen zu seyn aussah. Ich zweifelte nicht, dies müßte Ellrich seyn. Schon wollte ich hineintreten, als ein alter Mann in einem abgeschabten Kleide, der es an den Pfosten des Thors ganz und gar durchscheuern zu wollen schien, mir sagte, daß dies das Kloster Walkenried, und die Stadt Ellrich noch eine kleine halbe Stunde entfernt wäre. Ich hätte, sagte er, nur den Hügel links zu übersteigen, so würde ich es liegen sehen. Die Physionomie des alten Knasters, der mir wie der Pförtner zu einem Spital der Räude vorkam, benahm mir gleich meine aufsteigende Neigung, die Ansicht des Klosters Walken-

ried auf dem Wege mitzunehmen. Sonst sieht das ganze Wesen grauerlich und ehrwürdig genug aus. Weiterhin hab ich Walkenrieder Bier getrunken, ein weisses Gebräu, das viel Aehnlichkeit mit der Gose und dem Breyhan hat; wie denn die dortigen Biere an und auf dem Harz durchgehends weiß sind, aber einen Magen erfodern, der eine kleine Erkältung ertragen kann.

Der Hügel, den ich übersteigen sollte, hing, wie ich jezt sah, mit dem von mir erkletterten Berge zusammen, und machte gleichsam die Leiter zu demselben aus. Eine Menge roher Buben, die allenfalls in der Schäbigkeit ihres ganzen Aufzugs, Enkel des Pförtners von Walkenried seyn mogten, hielten den sehr steilen und höckrichten Zugang des Hügels besetzt, und warfen sich, unter lautem Juchheien, einander von oben herunter. Doch waren sie so höflich, mir gleich Platz zu machen, und bettelten mich nicht an. Noch eine ziemlich feuchte, von der Zorge gewässerte Ebene war durchzuwallen, und ich gelangte endlich gen Ellrich, der Hauptstadt des Theils der Grafschaft Hohenstein, die dem Könige von Preussen zugehört.

Der Ort war mir durch den noch vor wenig Jahren berühmten Dichter Göcking bekannt ge-

worden, der jetzt die Musen abgedankt hat, und seinem Ehrgeitze, als Preussischer Kriegs- und Domainen-Rath in Werningerode, und als Herr von Göcking fröhnt. In dieser Gegend waren die verliebten Streifereien zwischen Amarant und Nantchen vorgefallen, denen das Publicum eine so schöne Liedersammlung zu danken hat, die in Naivetät, Natürlichkeit und Herzlichkeit vielen andern aus der Klasse den Rang abläuft. Dies ist die Stadt, in welcher vor etwa zwölf Jahren der Elephant erschien, den der König von Siam dem Dichter Göcking schickte, worüber alle Ellricher stumm wurden, und seitdem die Mützen eine Elle tiefer vor dem Kanzleidirector Göcking abnehmen, dessen Amt keinen großen Anspruch auf ihre Ehrerbietigkeit heischte. Hier ennüyirte sich der ehrsüchtige Mann, der sich durch seine Verse so gern zu einer Ministerstelle hätte aufschwingen mögen. Trotz dem, daß sein, von ihm bedauerter, ehemaliger Freund Bürger ihm schrieb:

Die Herrn im Ministerio,
Und aus dem edlen Rathe,
Floriren recht in Jubilo,
Und prunken baß im Staate:
Doch neid' ich nicht das Bonzenheer
Um seine dicken Köpfe;

Denn drinn sind viele ja so leer,
Wie hohle Kirchthurmsknöpfe,

konnte er doch nicht umhin, fortzujammern, daß man ihn in Berlin so sehr übersähe, und in Ellrich versauern ließe. Es ist wol alles recht gut, meint er,

Aber hier am Zorgeflusse
Fällt zuletzt aus Ueberdrusse
Mir die Feder aus der Hand.

Dergleichen unangenehme Gefühle über das Loos und die Thorheiten der besten Köpfe beizten meine Theilnahme ein wenig, als ich in das Thor von Ellrich kam. Hätte ich nicht gewußt, daß der Ort preussisch wäre, so würde ich es an einem runden Kopfe unter einer Pudelmütze erfahren haben, der aus einem Häuschen im Thor durch ein Fenster fuhr, und dessen Mund mich fragte: ob ich auch accisbare Waaren hätte? Der faule Visitator, der seinen Handel an mich aus einer Fensterklappe abmachen wollte, war mir lächerlich. Ich winkte ihm mit gekrümmten Finger, heraus zu kommen. Es fing eben wieder an zu regnen, und der Kerl wollte seine Pudelmütze nicht naß machen. Er fuhr also mit Kopf und Mütze wieder in das Innere zurück, und ich sah Niemanden weiter erscheinen. Ich zweifle sehr, ob der

Bursche so viel Contrebande fischt, daß er seine wol eben nicht einträgliche Stelle wett machen kann. Mir wars diesmal wenigstens gar nicht lieb, daß ich nicht etwas in Ellrich hineingeschmugglet hatte.

Von Ellrich selbst, einem Städtchen, das zwischen vier- und fünfhundert Häuser enthalten soll, kann ich nicht viel sagen, als daß der Ort ziemlich unsauber, schlecht gebaut, hie und da verfallen, und voller Wirthshäuser ist, an denen sich der Preussische Adler in allerlei Farben und Metallen, präsentirt. Zwei dieser Adler indessen, die ich vergebens besuchte, zeigten sich ihres stolzen Originals nicht würdig. In einem wurde die Wirthsstube erst gebaut, und in dem zweiten war der Caffe ausgegangen. Im dritten, das keinen Adler führte, wurde mir gütlicher gethan. So den Wanderstab in die Hand, und auf Nordhausen zu.

II.

Nordhausen.

So wie Goslar die Reichsstadt ist, an welcher der Harz an der nördlichen Seite beginnt; so ist Nordhausen die Reichsstadt, vor welcher sich dieses Gebirge in Süden endigt. Sie liegt im Thale, ganz unten am Fuße, und schon eine kleine Strecke entfernt von dem steilen Kirschberge, welcher die äußerste südliche Welle des Harzgebirgs ist. Zwischen dem Kirschberge und Ellrich hat sich ein schmales Thal lang her eingeklemmt, hie und da mit Fels- und Gips-Bergen beengt. Von dem eben gedachten Ellrich geht der Weg längs der Zorge dem Gebirge zu. Eine schönere Einfassung giebt es nicht leicht. Zur Rechten flicht ein dichtes Gebüsch die an sich schmale, aber oft mit Berggewässern geschwängerte, und dann mit übermüthiger Fülle daher rauschende Zorge ein. Ueberher neigen sich die Zweige dichter Nußbäume und Thränenbirken, mit wildem Epheu

und Geisblatt in schöner Verwirrung durchrankt. Der Fluß wallt an mehrern Stellen ungesehen unter diesem Laubdache fort. Linker Hand starrt eine gethürmte Bergsreihe empor, überall mit einem undurchdringlichen Dickickt bewachsen, und mit hohen gesunden Eichen und Buchen gekrönt. Ihr dunkler Schatten schwärzt die Straße, welche nie von einem stechenden Strahl der Mittagssonne erhitzt wurde. Ueber diese Höhen geht die Straße von Walkenried dem Harze zu. Das laute Rieseln der Zorge, die mit den ihren Boden deckenden Bachkieseln fortspielt; das Plätschern, Flüstern und Klatschen des schnellen Gewässers, mit den Zweigen und Blättern, die sich in seiner Oberfläche baden; das überall in Dunkel gehüllte des Flusses; sein schwarzgraues Gewand, der Wiederschein des sich in seiner hellen Fläche spiegelnden Waldes, die schroffen Berge, lebendigen Hecken, das wilde Dickicht und Gesträuch, die das Gewässer wie ein Heiligthum decken und verheimlichen; das Menschen- und Heerden-Leere der Gegend; die herrschende, auf des Waldstroms Gemurmel lauschende Stille; — alles dies und mehr giebt der Zorge und ihrem Gestade einen schwermuthsvollen Anstrich, und der Stimmung des an ihrem in Dunkel gehüllten Heerwege gehen-

den Wanderers ein sympathetisch melancholisches Anklingen. Doch ist das Ganze ein Gemisch von so sanftem, spielenden Ernste, und so reicher überall durchblickender Schönheit, daß uns ein schwärmerisches Wohlseyn durchdringt, ein resignirendes Behagen einnimmt, und ein stilles Lächeln von dem kaum bewegten Wangen freundlich herabgleitet. Wem Lebensekel den Quell des Genusses getrübt, wessen Theilnehmung an der Freude kränkelt, weil ein grauer Flor vor seiner Phantasie schwebt, o der eile zur Zorge, laube sich an ihren schattenreichen Ufern ein, und sehe die Sorgen seiner Zukunft, wie die leichten Wellen der Zorge, dahin gleiten und schwinden.

Neben diesem Flusse, und jenem daher benannten Dorfe, wo mir es leichter zu klettern, als zu gehen wurde, fängt Obersachsens fetter Mergelboden an. Alles ist hier gesegneter, fülle- reicher und gesunder, als auf der Nordseite des Harzes. Die südliche Felsenwand des Gebirgs contrastirt an Bäumen, Pflanzen und Gebüsch mit der nördlichen, wie der Mai mit dem December. Das Vieh ist grösser und feister, der Mensch wohlgenährter und besser bei Leibe; überall hat die Natur reichlichern Lebensstoff und Triebkraft verschwendet, alles erscheint saftvoller, schwülstiger und frühreifer.

In diesen Bemerkungen wird man gestöhrt, aber ihre Wahrheit gewinnt noch immer mehr an Anschaulichkeit, sobald man von dem etwas unsanften Abhange des Kirschberges die Thürme von Nordhausen daherglänzen, und die fruchtbaren Wiesen übersieht, die man durch zu hüpfen hat, bevor man in die Stadt selbst gelangt. Nicht ohne Ursach nennen die Nordhäuser diese, und vorzüglich die weiter in Mittag fortgehenden Ländereien um ihre Stadt her die goldne Au *).

In Betreff der Erbauungszeit der Stadt Nordhausen, sind die Meinungen getheilt. Die größten Alterthumsfreunde lassen sie von dem Thüringischen Könige Merowig erbaut werden. Ihre Gewährmänner sind die alten Thüringischen und Querfurtschen Chroniken. Andere behaupten, Kaiser Theodosius der jüngere sey der Stifter Nordhausens. Ein Stein, der in der Stadtmauer am Töpferthore eingemauert ist, wird als ein unumstößlicher Beweisgrund dieser Behauptung an-

---

*) Die Schönheit und Fruchtbarkeit dieses Erdstrichs entlockten dem Grafen Bothen von Stollberg, als dieser im Jahr 1494 von seinem Kreuzzuge heimkehrte, den Ausruf: Ich mögte die güldne Aue nehmen, und einem andern das gelobte Land lassen.

gesehen. Das Wappen der Stadt und folgende Innschrift sind darauf mit goldenen Buchstaben eingehauen:

Anno Domini CCCCX. Theodosius II. nobilis Hispanus Rom. Imperator anno imperii sui quarto hanc urbem fundavit, libertatibus armisque imperialibus ditavit. Helf Gott, Maria Berath. Viele berühmte Gelehrte, unter welchen auch Melanchthon ist, erklärten um dieses Denkmals willen den jüngern Theodosius unbedingt für den Erbauer der Stadt. Johannes Gallus, weiland Professor der Theologie zu Erfurt, der die gute Stadt gar als einen Helikon preisen und ihren Ruhm so unvergänglich machen wollte, als — wie er sagt, die Ewigkeit seiner Gedichte dauern würde, ist eben dieser Meinung in folgenden Zeilen:

Aspicio quoties, rex quam Theodosius olim
Struxit Nordhusam, talia mente loquor:
Salve, musarum domus o clarissima, salve
Terra, quis hic claras esse putasset aquas?
In te gustari primum sautissimus undas,
Billerophaleus quas pede rupit aquás,

Nescio me genius quis in hanc compelleret urbim,
Quae mihi doctilo quos junxit amore viros.
Urbs Nordhusa vale, dum carmina nostra legentur,
Non est officii laus peritura tui *).

Wer auch der Verfasser jener Innschrift seyn mag, so war er ein so schlechter Geograph, da er Theodosius Geburtsort Konstantinopel nach Spa-

---

*) In einer im Jahr 1740 gedruckten Abhandlung hat ein Nordhäuser Gelehrter dieses Elogium so übersetzt:

So oftmals mein Gemüth die Norden-Stadt anschauet,
Die weiland Theodos vom Grunde aufgebauet,
Sprech ich, gegrüsset sey du werthes Musenschloß,
Wer dachte, daß aus dir gelehrtes Wasser floß.
Bei dir hab ich zuerst den süßen Fluß geschmecket,
Den des Bellerophon sein Pferd zuerst entdecket.
Ich weiß nicht, was für Glück mich trieb in dieses Land,
Wo ich viel Lieb und Gunst gelehrter Leute fand.
Nordhausen lebe wohl! es sollen meine Schriften,
So lange man sie liest, dir ein Gedenkmal stiften.

nien verlegte, als er ein unkundiger Historiker war, wenn er ihn im Jahr 406 Kaiser werden läßt. Dies und mehreres redet nicht für die Glaubwürdigkeit der Denkschrift.

Wahrscheinlicher und unstreitiger ist Nordhausen mit mehreren Sächsischen Städten von Heinrich dem Vogler erbaut, während der neun Jahre, da Heinrich einen Stillstand mit den Hunnen getroffen, welche Zeit er zur Anlegung von Vesten nutzte, zu deren Vertheidigung er den neunten Mann vom Lande in die Städte rief. Um schneller seinen Zweck zu erreichen, verordnete er, daß nur in den Städten, an welchen Tag und Nacht gearbeitet wurde, Märkte, Hochzeiten und andere feierliche Handlungen des Landmanns sollten gehalten werden, damit das Landvolk von den Bürgern gute Sitten und Kriegsdisciplin erlernen, sich in den Waffen üben und zu Soldaten bilden mögte. In einer alten geschriebenen Chronik, die in der Gothaer Hofbibliothek vorhanden, liest man:

„De negen jar redede sie de Koning Heinrich und bot dat de negede man van deme Lande in de stede vore unn beweden de vaste unde dat nen Taverne ne wene unn nen degeding unn nen market unn nen Hochtit wante in den steden dat dede

he uppe dat se sie deße bat oueden an dat orloge de Koning gebot a dat de eldeste Broder in dat Here vore dat se dat Herenwede nemen, dat war do recht.

Also waren die ersten Verfechter Deutscher Freiheit, w'e die ersten Exerciermeister der Nation, Deutschlands erste Bürger.

Gute, oft verkannte Reichsstädte, vergönnt mir, euern Proceß vor der Welt zu führen! Mein Büchlein wird euer oft gedenken. Hier nicht fern vom Anfange, will ich mein Glaubensbekenntniß über euch hersetzen. Vergeßt nicht, was ihr einst für Deutschland war't, und ermannt euch zu dem Gedanken, was ihr noch seyn könnt!

Abschweifung über die Reichsstädte.

Die freien Reichsstädte erwarben, errangen oder erkauften zwar sämmtlich mit eigenen Kräften und durch eigene Mittel ihre Unabhängigkeit; doch gelangten sie hiezu auf ungleichen Wegen, zu verschiedenen Zeiten, und unter mehreren Regenten. Vom Anbeginn des Deutschen Kaiserthums besassen dessen Beherrscher eine Menge Meierhöfe, die ihre Domänen bildeten. Durch diese mußten sie sich, den Hof and die Ihrigen erhalten. Nur diese gaben ihnen ihre Einkünfte; Auflagen und Abgaben hatten sie nicht zu heben. Königszins, Königsbed, Römermonate, Kammerzieler, Gemeinpfennig, Türkensteuer u. dgl. m. waren dem Volke noch völlig unbekannt. So wie die Gränzen des Reichs erweitert, die wilden Anwohner der Weser, Elbe und Oder unterjocht wurden, mehrten sich auch diese Höfe. Die neuen Länder wurden mit Warten und Burgen zum Schutz und Wehr gegen die noch freien unbezwungenen Gränznachbaren versehen. Das Innere des Landes ward mit

Kirchen und Klöstern angebaut. Man gab sich hiedurch das Ansehen, als sorgte man für das Seelenheil der neugetauften Sklaven, da es doch nur dahin zweckte, sie zum Fröhnen williger, ins Joch duldsamer, ihren ungebändigten Freiheitssinn mürber, und überhaupt sie der Knechtschaft würdiger zu machen. Die Kaiser legten Besatzungen in die Vesten, gaben den Kirchen ihre Bischöfe. Jene mußten die Meierhöfe unterhalten. Diese nährte der Zehnte und das Land, das die neubekehrten Christen bauten. Die Bischöfe wählten die schönsten Gegenden, sie eigneten sich die fettesten Fluren, fruchtbarsten Felder, die anbaufähigsten Strecken zu. Hier finden sich die ersten Samenkörner zu den reichen Besitzungen der geistlichen Fürstenthümer, Bisthümer, und den vielen Abteien, Klöstern und Domen, womit Deutschland überpflanzt ist.

Um den Stuhl eines Bischofs, oder gar Erzbischofs, erwuchsen die Städte ungemein schnell. Diese Kirchenhäupter machten schon für sich mit ihren Kapiteln, Mönchen und Gefolgen, zahlreiche Familien aus. Dieser aller Bedürfnisse, der gottesdienstliche Prunk, der Kirchenzierath, heischten eine Menge Hände, die sich auch bald einfanden, da die geistlichen Herren im Rufe richtiger Bezahlung und unversiegender Schätze standen.

Ein Umstand half nicht wenig zur Vergrösserung der bischöflichen Sitze. Pilger, Wallfahrer und Kirchengänger, kehrten selten in ihre Heimath zurück, ohne sich mit einem Rosenkranze, Weihkerze oder Agnus Dei versorgt zu haben. Ein Kreuz, ein Heiligenbild, nahmen oft den letzten Zehrpfennig weg. Um den andächtigen Waller gewisser zum Ankauf zu locken, kramten die Heiligenhändler ihre Gnadensachen auf den Kirchhöfen, an dem Domgemäuer aus. Die Gewerke spürten die geglückte Wirkung solcher Schaustellungen bald aus, sie folgten dem Beispiel der Reliquienhändler. Bald waren Kreuzgänge und Freihöfe mit Krambuden gefüllt. Nun führten den Ritter, Freien und Landbauer, der Einkauf ihrer Waffen und Wehrgehänge, Ketten und Häklein, Axt und Sense, oft zur Messe. Die Bischöfe, deren spähende Gier nie schlummerte, deren nimmersatten Habsucht nichts entging, nützten diese Fingerzeige; sie verschafften ihren Residenzen bei Kaiser und Reich Markt- und Meß-Freiheiten. Da oft mehrere Fürstenthümer, ja ganze Kreise, zu ihrem Sprengel gehörten, aus welchen die Bewohner sich bei Tausenden auf diesen Märkten einfanden: so trug die Gewinnung dieser Meß-Freiheit zur schnellen Vergrösserung der bischöflichen Sitze ungemein bei. Hier verkauften Ritter

und Edle ihren erjagten Raub. Hieher kam der Beraubte, um sein verlohrnes Gut wieder zu erhandeln. Hier stand der Künstler und Handwerker mit seinen Waaren und den Producten seines Kunstfleißes feil. Hier verhandelte und vertauschte der Landmann seine Erndten und sein Mastvieh. Die Mark = und Pfalz=Grafen ließen die in ihren Kriegen mit den unbezwungenen Völkern gemachten Gefangenen hier verfeilschen. Diesen Menschenhandel trieben besonders die Priester und Juden. Jene erstanden diese Unglücklichen als Leibeigene zur Knechtschaft und Dienstbarkeit. Die Juden trieben einen weitern Umsatz damit. Der größte Theil von Deutschlands noch unbedeutendem Handel war in den Händen der Israeliten. Sie brachten Pelzwerke, edle Steine, Purpurfarbene Tücher und Gewürze aus fremden Landen der Nation zu. Menschen war der einzige Artikel, den Deutschland zum Verkauf hatte. Dieser Verkehr war für die Messen so wichtig, daß, wann der Markttag gerade auf einen Sabbath fiel, er durch Befehl und Ausschreibung des Bischofs verlegt wurde. Ganze Heerden solcher Schlachtopfer wurden nach Köln getrieben, von da den Rhein hinunter über die Niederlande nach Spanien verschifft, wo sie von den Mohren gekauft wurden. Andere Transporte gin=

gen über die Alpen nach Venedig. Dieser Seelenhandel war für die Venetianer ein großer Gewinn. Die eingekauften Schlachtopfer wurden in die Quarantaingebäude verlegt. Was unter dreißig Jahren war, ward kastrirt. Ein großer Theil ging bei der Operation darauf. Desto besser bezahlten sich die Uebergebliebenen. Ganze Schiffsladungen dieser Halbmenschen wurden nach Constantinopel und der afrikanischen Küste gesandt, wo dies eine sehr gesuchte und courante Waare war. Selbst die Venetianische Regierung machte große Bestellungen solcher Verschnittenen bei den Kastratenfabrikanten, und sandte solche dem Türkischen Sultan und den Raubnestern der barbarischen Küste als sehr angenehme Präsente zu. So mußte noch im eilften Jahrhundert sich mancher ehrliche Pommer, Meklenburger und Holsteiner entmannen lassen, und sein Leben in den undurchdringlichen Mauern eines Serails verseufzen, bei der Aussicht auf asiatische Palmen, sich zu seinen vaterländischen Eichen vergeblich zurücksehnen, rasend über einen Verlust, den nichts ihm ersetzen konnte.

Durch jene Messen nahmen Mainz, Speier, Worms, Würzburg, Erfurt, Paderborn an Grösse zu; durch sie erwuchsen späterhin Münster, Osnabrück, Merseburg, Magdeburg und andere bi-

schöfliche Städte mehr. Die Rechte der Domkirchen, Märkte zu halten, welche noch bis zu unsern Zeiten fortgelten, entsprangen auf diese Weise *).

Viele jezt blühende Städte sind die Abkömmlinge kaiserlicher Meierhöfe. Diese waren die anfänglichen Säugammen Deutscher Gewerke, Fabriken und Künste. Grobe Leinwand, Zwillig, wollene Wämser, waren die einzigen Gewebe, welche die Nation verfertigte. Der Hof selbst ließ seinen Flachs und seine Wolle zu nothwendiger Kleidung für sich und die Seinigen von Webern auf diesen Höfen spinnen und verweben. Hier siedelten sich Künstler und Handwerker frühe an. Die Fürsten, und was denen folgte, gaben ihnen Arbeit die Fülle. Schon im Jahr 783 befahl Karl der Große den Aufsehern seiner Höfe, für gute Künstler, besonders Schmiede, Gold- und Silber-Arbeiter, Schuster, Wagner, Schildmacher, Vogelabrichter, Seifensieder, Brauer und Netzmacher zu sorgen, ihnen Wohnungen zu bauen und sie für seinen Dienst zu dingen.

---

*) Daher nennt noch der Landmann die Märkte Kirmsen, contrahirt von Kirchmessen. Das Wort Messe selbst weiset durch seine doppelte Bedeutung auf jene Entstehung hin.

Deutschland ist immer ohne Residenz gewesen, und ist es noch. Bis zu Maximilians Zeiten wohnten die Kaiser, wenn sie nicht auf Heereszügen, Reichsversammlungen oder Reichsgerichten herumzogen, auf ihren Meierhöfen, bald hie bald dort. Waren Lebensmittel und Futtervorrath verzehrt, so rückten sie weiter, bezogen einen andern Hof, dessen Scheuern noch ungeleert waren. Verlebten die Kaiser einen großen Theil ihrer Regierung auf einer dieser Meiereien, so gewann diese bald das Ansehen und den Umfang einer Stadt. Die Kaiser selbst ließen sich hier Palläste und Kirchen erbauen. Der Zusammenfluß von Vasallen, Lehnleuten und Fremden, machte diese Kaisersitze lebhaft, wohlhabend und volkreich. Die Kaiser, welche diese Städte unter ihren Augen und durch ihr Zuthun hatten erwachsen gesehen, gewannen für diese Ruhesitze eine Vorliebe, aus welcher und vielleicht mit aus Neigung gegen die biedern Städter und ihren traulichen Umgang, sie solche ihre Lieblingsplätze zu freien Reichsstädten erhoben. Dies ist der Fall mit Aachen, das sich Karl der Große, der Lage willen, die in der Mitte seiner Staaten traf, zu seinem besondern Sitze erkohr; mit Goslar, wo Heinrich der Finkler auf dem nahen Harz einen großen Theil seiner Muße durchjagte, und mit ver-

schiedenen andern Städten des Reichs, deren die Deutsche Geschichte unter jedem Kaiser besonders gedenkt.

Diese Entstehungsart freier Reichsstädte ist wol ungeirrt die älteste.

Was bei der widersinnigen, andächtigen Freigebigkeit der ersten drei Ottonen und Heinrichs des Lahmen gegen Kirchen und Klöster von den Kammergütern übrig blieb, ging in der verheerenden Zeit, da Heinrich der vierte und Rudolph sich um Deutschlands Scepter rauften, verloren. Fast alle Krongüter, Reichs-Regalien. Kaiser-Städte und Höfe wurden verschleudert. Beide nahmen und vergaben, was in ihren Weg fiel. Alles ward verkauft, verlehnt und verschenkt, um ihren Anhang zu mehren und Geld zu machen. Das Nemliche geschah während der zehnjährigen Dyarchie Otto des vierten und Philipps von Schwaben, welcher schreckliche Zeitraum das zerrüttete Deutschland in ein weites Blutgerüst verwandelte. Beide hielten scharfe Nachlesen. Ihre Nachfolger traten in ihre Fußtapfen, und bald war von den großen Reichsgefällen keine Spur, als die Judensteuer übrig; das Letzte, was die Beherrscher des weiten heiligen römischen Reichs an die Fürsten zu veräussern hatten.

Unter den, von Kaisern auf diese Art vergebenen oder veräußerten, Reichs-Domänen waren bereits mehrere zu Städten angewachsen. Ihre Bürger, die sich schon der Zeit durch fortgehende Indüstrie und andere das Emporkommen fördernde Vorzüge eine gewisse Wohlhabenheit erworben, kauften sich von ihrem neuen Lehnherrn frei, oder sie erhandelten auch unmittelbar von den so oft bedrängten und dürftigen Kaisern die Reichsfreiheit *). Hierdurch verwandelten und erhoben sie

*) Als Adolph von Nassau zum Kaiser erwählt ward, ebbete es so sehr in seiner Kasse, daß sie die Krönungskosten nicht bestreiten konnte. Er wußte kein Mittel, um Geld aufzubringen, als die reichen Frankfurter Juden mit einer Schatzung zu belegen. Diese kauften sich indessen bei dem Reichs-Schultheissen für ein geringeres Stück Geld ab, so daß er sich der Steuerfoderung widersetzte und sie nicht heben ließ. Der neue Kaiser konnte aber nicht eher gekrönt werden, bis Gerhard, Kuhrfürst von Mainz, auf einen Theil seiner Stiftsgüter 22000 Mark Silber bei den Frankfurter Juden erborgte. — Von Siegmund erkauften Rudolphszell, Neuburg, Breisach, Diedenhofen u. a. m. ihre Reichsfreiheit. Dieses immer arme Oberhaupt des Reichs verkeilschte an den Burggrafen Friedrich von Nürnberg die ganze Mark Brandenburg für 400,000 guter, rother Ungarischer Dukaten. — Friedrich III.

sich von Reichsstädten zu freien oder unmittelbaren Reichsstädten. Nur wähne man ja nicht, daß solche durch diesen ersten Abkauf im ungestörten Genuß und Besitz ihrer Unabhängigkeit geblieben wären. Gewöhnlich widerrief und kassirte der Nachfolger sothane Veräusserungen seines Vorgängers, verwarf und zernichtete die hierüber im Namen der unzertrennbaren Dreieinigkeit er-

---

konnte nicht von Augsburg, wo er dem Reichstag 1474 beigewohnt hatte, wegkommen, bis die Kölnischen Gesandten sich für 6736 Gulden, seine schuldigen Zehrungskosten, verbürgten. Die Sachsen, welche unter ihm gegen die Ungarn zu Felde standen, verließen das Heer, da Friedrich ihnen 6000 Gulden rückständigen Sold nicht zahlen konnte. Seine eigene Leute lohnte die Stadt Köln. — Unter Maximilian I. ging das kaum entstandene Kammergericht mehrmal aus Mangel der Bezahlung auseinander. 2000 Gulden, welche die Beisitzer im Jahr 1496 von neuem an Sold zu fodern hatten, konnten nicht herbei geschafft werden, und das Kammergericht war der Auflösung nahe. Max that sein Bestes, die 2000 fl. aufzutreiben, aber vergeblich. Endlich brachte er 1100 fl. zusammen, wodurch er die Kammerräthe fürs erste befriedigte. Als Max auf dem Reichstag zu Worms 1498 bat: man mögte ihm etwas von dem eingegangenen Gemein-Pfennig zukommen lassen, so bewilligte man ihm nach langem Widerstreben 4000 Gulden.

theilten, mit Reichssiegel und kaiserlicher Unterschrift verwahrten und bekräftigten Briefe, Privilegien und Urkunden. Da auch wirklich in den Pfalz- und Hof-Gesetzen derlei Verschank, Versatz und Versplitterung der Reichsgüter ernstlich untersagt war: so lieh dies ihrem Verfahren den Anstrich oder wenigstens den Schatten des einseitigen Rechts und Befugnisses, obgleich das Ansehen und die Würde der Beherrscher Deutschlands dadurch auf eine sehr niedrige nnd demüthigende Stufe gestellt ward.

Die Kuhrfürsten, Fürsten und Bischöfe, die die mehrsten Lehne, Länder, Zölle, Einnahmen und Gefälle des Reichsfiscus an sich gebracht, waren zu mächtig, hatten sich schon zu fürchterlich gemacht, als daß man die Rückgabe der Reichsgüter gegen sie auch nur zur Sprache bringen durfte. Gegen die schwächern Stände aber war es leicht, jene Reichssatzung geltend zu machen. Dies traf vorzüglich die freien Reichsstädte. Die, welche sich nicht von neuem abfinden und abkaufen wollten oder konnten, wurden von neuem verlehnt, versetzt, zum Unterpfande, als Aussteuer u. s. w. weggegeben *).

*) Richard verpfändete Hagenau an den Bischof von Strasburg für 4000 Mark Silber — Siegmund

Als nun gar Deutschlands Scepter anfing feil zu werden, und von den Händen geführt ward, welche den höchsten Preis dafür gezahlt hatten *), die hierauf verschriebenen und verlobten

---

versetzte den Zürchern vier Reichsstädte für 5000 Gulden. — Wenzel versetzte an Leopold von Oesterreich die Reichsstädte Augsburg und Gingen für 40,000 Goldgulden. — Karl IV. kaufte seinen Mitbuhler Günther von Schwarzburg mit 20,000 Mark Silber ab, und da er die Summe nicht auschaffen konnte, wurden dem Günther die Städte Gelnhausen, Goslar, Nordhausen und Mühlhausen verpfändet. Der nemliche Karl gab für das Geld, das er zu seiner römischen Krönung aufborgte, sechzehn schwäbische Reichsstädte zum Unterpfand. Derselbe verpfändete Weil, Eslingen und Gemünd an den Grafen Eberhard von Würtemberg für den Aufwand, welchen die Belagerung Ulms erfodert hatte.

*) Richard von Cornwallis zog vor seiner Wahl mit 32 mit Geld beladenen Wagen im Reiche umher. Für ihre Stimmen erhielten der Erzbischof von Köln 12000 Mark, Ludwig, als Pfalzgraf am Rhein und Herzog zu Baiern 18000 Pfund Sterling; jeder der übrigen Wahlfürsten 8000 Mark Kölnisch. Sein Mitbuhler Alfonsus von Castilien überbot ihn zwar; aber Richards baares Geld siegte. — Adolph von Nassau hatte kein Geld zu geben; deswegen mußte er seinem Beförderer, dem Kuhrfürsten Gerhard von Mainz,

Summen aber wieder gelöst und herbeigeschafft seyn wollten, ward dieser Unfug so fleißig und

---

einige Tage vor der Wahl eine Urkunde ausstellen, durch welche er diesem 6000 Mark Silber versprach, welche die Mainzer Bürger zahlen sollten; sechs Oerter, die der Kuhrfürst vorschlagen würde, zu freien Reichsstädten erhöhen; den Bopparder Rheinzoll für sich und seine Nachfolger dem Kuhrfürsten übergeben; die gesammten Schulden des Kuhrfürsten bezahlen; die gehabten Unkosten bei der Kaiserwahl vergüten; ihn in Besitz der Juden setzen, welche in Mainz unter dem Schutz der Bürger lebten; dem Kuhrfürsten die Reichsstädte Mühlhausen und Nordhausen mit ihren Zugehören übergeben, und die Bürger dazu anhalten, ihm den Eid der Treue zu leisten, u. s. w. — Unter Adolphs Nachfolger machte jeder Kuhrfürst für sich, ehe er dem zu Erwählenden seine Stimme gab, eine Capitulation. So z. B. mußte Ludwig von Baiern vor seiner Wahl dem Kuhrfürsten von Mainz unter mehreren die Städte Weinheim und Gotha zusichern, und sich für 10000 Mark Silber verschreiben. Der von Trier erhielt die nemliche Summe, und König Johann, als Kuhrfürst von Böhmen, den Bezirk von Eger, nebst Floß und Parkstein, auch die Anwartschaft auf Lothringen, Brabant, und Limburg. In der Folge, da der Reichsfiscus so ausgeleert war, daß nichts mehr zu geben noch zu verschreiben, und der Werth des Deutschen Kaiserthums so im Preise gesun-

unbarmherzig getrieben, daß die Städte sich endlich dieser schmählichen Behandlung bewaffnet entgegen stellten, und sothanen Unarten, durch den Löwen-, Speierschen- Marbacher-Bund, und andere Städte-Vereine das gebührende Ziel setzten.

Auch mittelbare Städte erkauften ihre Freiheit von ihren Landesherren, öfter von den Kaisern in der Zwischenzeit, wo das Fürstenthum, zu welchem sie gehörten, entledigt war, und von den Kaisern vicarirt wurde. Die Hof- und Pfalz-Satzungen geboten, daß ein ausgestorbenes, oder durch Acht dem Reiche heimgefallenes Lehn nicht über Jahr und Tag unvergeben bleiben sollte. Dies ward von den Kaisern so genau eben nicht befolgt; denn sie zogen indessen die Einkünfte solcher Lehne. Fast nie gelangten dieselben ungeschmälert in die Hand des nachfolgenden Va-

---

ken war, daß die Fürsten von ihren Erbländern und eigenen Mitteln nicht mehr darauf verwenden wollten: damals verwandelten sich erst jene einzelne eigennützige Capitulationen der Kuhrfürsten in die jetzige Wahlcapitulation, durch welche die reichen Kaiser eingeschränkt werden, da die armen Kaiser vordem so weit hatten greifen dürfen, als ihr mit langem Handwerke versehener Arm reichte.

fallen, den der Kaiser aus Scham, oft auch gezwungen, endlich ernennen mußte. Gemeiniglich traf der Nachfolger so viele Fetzen inwendig herausgeschnitten, an den Gränzen abgenagt, und so viele alte Rechte veräußert, daß sich das Land und die Regierung nicht mehr ähnlich sah, und zu immerwährenden Fehden und Gezänken kein Anlaß fehlte. Daher die vielen schwäbischen und fränkischen Reichsstädte, deren größter Theil in den langen Zeiträumen entstand, wo Schwaben ohne Herzog, das fränkische Herzogthum aber gar eingegangen war. Doch wehe den, auf diesem Wege zur Reichsfreiheit gelangten Städten! sie sind die unaufhörlichst geplagt und geneckt gebliebenen. Die Fürsten, denen dergleichen Lehne zu Theil geworden, die Agnaten, Verwandte, Erbverbrüderte und Ganerben der verstorbenen oder vertriebenen Landesherrn, alle diese, und was ihnen anhing, vereinigten und vergatterten sich gegen die Städte. Keine blieb eher ungezerrt, keine durfte eher Ruhe hoffen, bis alles abgewonnen, abgerupft, abgehadert, und jede Wiese, jeder Weiler verloren war. Wenn man das gehäufte, widerrechtliche Verfahren, all die Unbilden, und die oft widersinnigen Ansprüche der Fürsten an die Reichsstädte durchgeht, man sollte im Ernst glauben, es

sey zu den Zeiten ein politisches Axiom gewesen, daß eine Stadt gar keinen eigenen Grund und Boden haben könnte, daß kein Fleck Erde da wäre, der nicht eines Fürsten Theil seyn dürfte; und daß ihr Ländchen gleichsam eine Mesalliance treffe, wenn dessen Gränzen mit denen einer Reichsstadt zusammenliefen. Und doch war so manche Reichsstadt vorhanden, an deren Besitzthum kein Fürstenland gegränzt hatte, und so viele Städte waren die Standpunkte, aus denen die umliegenden wilden Gegenden angebaut, die rohen feindseligen Bewohner civilisirt, und die Herrschaften der jetzigen Fürsten gebildet wurden.

Noch ein sehr ehrenvoller Theil der Reichsstädte sind diejenigen, welche aus eigener Wichtigkeit, Nutzbarkeit, und aus besondern Verdiensten um das Deutsche Reich zur unmittelbaren Reichsfreiheit gelangt sind.

Karl und seine Nachfolger befolgten den weisen Plan, die Deutschen Völker nicht nach ihren Stämmen, sondern nach der geographischen Eintheilung des Landes zu besiegen. Nicht die Nationen, die Gränzen, welche die Natur vorzeichnete, machten die Absätze in ihrem Vorrücken, die periodischen Abschnitte ihrer Eroberungen. Vom Rhein bis zur Weser, von dieser zur Elbe, von der Elbe in Osten

zur Oder, in Norden bis an die Wellen der Ostsee und der Eider, von dieser zur Slie, gingen die Abtheilungen, welche die Epochen der Vergrösserung und Erweiterung von Deutschlands nördlichem Umkreise bezeichneten.

War das von zweien Strömen eingefaßte Land durchschnitten und in Besitz genommen, so fingen sie an, es bis an den vorgerückten Fluß nach ihrer Weise zu modeln, die alte Religion ward ausgerottet, die Bewohner getauft, die einfachen Sitten des Landes durch die der Eroberer verdrängt, die Menschen entwafnet, ein großer Theil in entfernte Provinzen verführt; und alles aufgeboten und angewandt, die Herzhaftigkeit, Freiheitsliebe und den Seelenadel dieser sogenannten Barbaren zu entwürdigen und bis auf die Hefen zu vertilgen. Der Sieger glaubte sich seiner Eroberung nicht eher gewiß; hielt seine Herrschaft nicht für vestgegründet, bis die Besiegten zu wankenden Schatten ihres vormaligen Selbst entkräftet waren, sich gleich gezähmten Thieren bändigen liessen, und die Menschheit in den unterjochten Völkern bis in ihr innerstes Heiligthum verschmäht war.

Dies verlangte Zeit, und während dieser mußte die neue Provinz gegen die Einfälle der ungestümen Gränzbewohner gedeckt seyn, die mit Wuth und

Verzweiflung die Befreiung ihrer unterjochten Nachbaren unternahmen, in deren Knechtschaft sie die ihrige keimen sahen. Der scheidende Strom war freilich zu einer Zeit die beste Schutzwehr, wo Schiffbrücken, Pontons und Fahrzeuge diesen Völkern unbekannte Erfindungen waren; doch hielt er die kühnen, mit den Elementen vertrauten Naturmenschen nicht ab, Schaarenweise die Gewässer zu durchschwimmen, und ihre Freunde wie ihre Zukunft an den tückischen, mit der Zernichtung ihrer Unabhängigkeit schwangern Usurpatoren zu rächen.

Diese Einfälle abzudämmen und fruchtloser zu machen, wurden an den Furthen, Krümmungen und Angeln des Stroms Warten zu Hut- und Wahrnungsplätzen für die Gränzvölker errichtet. Ueber den Strom selbst, und dessen Inselreichsten Flecken, Anhöhen, unfern seiner Erweiterung, Ausflusses oder Zusammentreffung mehrerer Flüsse, wurden Burgen angelegt, deren Zweck von mehrfacher Art war. Sie dienten nemlich dem schützenden Strome selbst zum Schutze, und freiten den künftigen Uebergang in die diesseitigen Länder. Diese Burgen waren die Standpunkte, aus welchen das vor ihnen hingebreitete Land eingenommen werden sollte; sie waren die Werkstäte der Fesseln, durch welche die Bewohner an Deutschlands Throne geschmiedet wur-

den; durch sie ward das Land gleichsam schon im Voraus im Namen des Reichs in Besitz genommen, und als Deutschlands Provinz und Eigenthum ausgestempelt.

Bald lockte die Zeit die nächsten Landbewohner, durch Neugierde und Eigennutz gereizt, um diese Burgen her. Sie verhandelten und vertauschten ihre Jagd und ihren Fischfang an die Besatzung; flochten ihre Wohnhütten an den Mauern, und lebten in friedlicher Eintracht mit den neuen Fremdlingen, so lange diese, noch zu schwach und zu ohnmächtig, sie ungestört in dem Genusse ihrer angestammten Freiheit, ihrer Götter und ihrer heiligen Haine ließen, und so blieben diese Vesten, den mit Baracken umlagerten Kolonien gleich, bis das Heer über den Strom rückte.

Gewöhnlich geschah dieser Uebergang an solchen bevestigten Stellen, und gab dem Wachsthum dieser Kolonien einen starken Zuschuß. Sie wurden zu Waffenplätzen, in ihnen wurden die Magazine, Lazarethe und Vorrathshäuser der Armee errichtet. Handwerker, Kaufleute und Pfaffen, die dem Heere folgten, blieben hier zurück. Die Durchzüge, Rückmärsche, die Communication und das Verkehr mit dem Mutterlande, alles gab dem

Orte Wachsthum und Größe, den Einwohnern Nahrung und Gedeihen.

Die irdische Unterjochung der Länder war von der Eroberung für den Himmel unzertrennbar. Was dem Reiche gewonnen war, ward zugleich Antheil Gottes, und auf den rauchenden Ruinen, auf der verödeten Erde thronte die geistliche Kirche empor. Als Ersatz für geraubte Freiheit, drang man den Völkern den Glauben an die Dreieinigkeit auf. Die wohlthätigen Gottheiten einer stillen, freundlichen, von der Natur gesäugten Phantasie, mußten sie gegen einen Gott vertauschen, den sie nicht lieben konnten, da sie in seinen Stellvertretern ihre Blutgeissel haßten. Für ihre umgehauene heiligen Hayne, in deren erquickenden Schatten sie eine verschleierte, den Sterblichen wohlwollende Gottheit ahndeten, trieb man sie in die finstern Gemäuer einer gothischen Kirche, dessen bloßer Anblick die lachende Einbildungskraft dieser Naturmenschen mit Graus und Furcht füllte, um unter diesen angsterweckenden Gewölben die morschen Knochen der Märtyrer zu küssen, die für sie nichts heiligers, nichts ehrwürdigers haben, und so wenig zur Andacht entflammen konnten, als die modernden Gerippe ihrer verstorbenen Hausthiere.

Die ersten dieser Gotteshäuser, welche das Land, noch ehe es völlig eingenommen war, erhielt, wurden hier erbaut. Diese Plätze gewährten, als die einzigsten Stadtanlagen, diesseits des Stroms, die mehrsten Bequemlichkeiten, den sichersten und am besten vertheidigten Aufenthalt, weil sie die Armee vor sich hatten, auch bei Ueberfällen und Rückzügen leicht über den nahen Strom zu kommen war. Deshalb wählten die Oberhirten der neugeraubten Heerden ihren Sitz gewöhnlich hier. Sie wurden die allgemeinen Taufplätze der Bewohner des eroberten Landes. Hier wurden Schulen oder vielmehr geistliche Institute errichtet, in denen die einfältige Jugend in die Gebräuche und Glaubenslehren der katholischen Kirche initiirt, dann als Missionare zu ihren Vätern zurückgesandt wurde, um solche, ihre Verwandte und die Gespielen ihrer Kindheit zum christlichen Glauben zu vermögen. Wie sehr auch alles dieses den Anbau, die Bevölkerung und das Aufkommen dieser Pflanzstädte förderte, so war und blieb ihr Daseyn doch immer sehr ungewiß, so lange sie unbevestigt, und ohne Mauren, ein steter Preis der Ueberfälle und Zerstörungen ihrer sowol unbekehrten als neuchristlichen Nachbaren blieben, die bei ihren Anfällen oft eine

durch lange Jahre herangewachsene, zu unverächtlicher Größe gediehene, Kolonie in einer kurzen Spanne Zeit, bis auf den letzten Grundstein zerstörten. Die Besatzung ward von der Burg gedeckt, auch den bischöflichen Pallast mit seinen Domsgebäuden schützte gewöhnlich ein vestes Schloß, worin die Waffen des Glaubens und die Diener des Pabstes wohl gesichert lagen. Nur die Anwohner, Laien und Halbchristen, welche mit der Verheerung ihrer Wohnung und Fluren ihr Habe verloren, mußten ihr Leben über den Strom retten, und in den dortigen Wältern die Zeit abharren, wann die zerstörende Gewalt in ihre verlassene Schranken zurückwich, um auf die Trümmern ihrer zernichteten Wohnplätze heimzukehren. Oft war die Verödung so allgemein, daß, wann die Lage und andere begünstigende Zusammentreffungen nicht sehr anziehende Vortheile gewährten, der Ort für immer unaufgebaut, und in seinem Schutte begraben blieb.

Doch mehr als einmal erhoben sich diese Phönixe wieder aus ihrer Asche. Die verscheuchten Bewohner eilten nach den Brandstätten ihres väterlichen Heerdes zurück. Wo konnten sie auch hoffen, die Abhelfung der Noth und des Mangels eher zu finden, als da, wo sie dem Wohlseyn im

Schooße gewohnt hatten? Mit der Anstrengung des eisernen Fleißes, welchen das schreiende Bedürfniß zum spornenden Antreiber hat, standen in kurzem ihre Hütten wieder errichtet, lag der Acker gebaut, ihre Krautbeete neubesäet da; im Strom trieb das Wurfgarn, das Netz bestrickte das Wild, und alles trat in die alte Oekonomie, unter die Herrschaft dieser thätigen Menschen zurück.

Keine Triebfeder wirkt stärker, um die Kräfte der Sterblichen zur Vervollkommnung bereits vorhandener Erfindungen in Handlung und anstrengende Thätigkeit zu bringen, als die wuchernden Hindernisse, der erneuerte Verlust, und die rückkehrende Gefahr, welche die Erndten ihres Fleißes, den Lohn ihrer Mühsale drohend umlagern. Die Furcht ein Gut zu verlieren, erhöht den Werth desselben. Die Mutter verschwendet ihre Liebkosungen, bloß schon wann sie die einstmalige Trennung von ihrem Säugling ahndet; so handelt der Mensch im Allgemeinen an den Geschöpfen seines Schweißes. Jede nähernde Androhung entlockt dem Erzeuger eine innigere Anhänglichkeit an den Werken seiner Hände, und der letzte Schritt zur vollendeten Vollkommenheit, ist der erste zu einer neuen Erfindung.

Seit ihrem primitiven Werden, waren diese Pflanzstädte durch eine Auslese thätiger Menschen entstanden. Die industriösen Menschen beider Nationen, sowol der, welche gesiegt hatte, als der, die besiegt worden war, gesellten sich zu einander, wuchsen in einander, theilten sich ihre bereits vorhandenen, theils neu entdeckten Erfindungen mit, und blieben so auf immer die Quelle der steigenden Bevölkerung, und die Sprößlinge aller der Segnungen, die aus einem menschenreichen, arbeitsamen Volke nothwendig zur Höhe gedeihen müssen. Als nun der unverdrossene Fleiß und die forschende Strebsamkeit dieses Menschenkerns jedes Produkt, rohes Fabrikabile und jedes Geschenk ihrer Gegend benutzt, durchgesiebt und verfeinert hatte, da suchten diese rastlosen Tyrier ihre Gaben auch in der Ferne geltend zu machen. Sperrte die Natur, mißgünstigte das Verhältniß der Dinge ihren Weg und ihre kühnen Unternehmungen nicht zu unüberwindlich, so ward der Verkehr mit dem Auslande angeknüpft, und die Abhelfung mancher Bedürfnisse fremder Nationen gehörte dann in den Wirkungskreis dieser geschäftigen Weltbürger. Aber mit der ersten Blüthe der frühen Handelszweige erneuerte und mehrte sich die Sorge vor Gefahr, die jezt um so gieriger herbeieilte, da

der Raub ein weiteres Feld und eine gewinnreichere Ausbeute zu erndten vorfand. Die engen, kaum sich selbst Schutz gewährenden Burgen, versprachen dem erweiterten Umkreise ihrer Vorstädte eine noch schwächere Vertheidigung. Wollten die Bewohner die Früchte eines gesegneten Fleißes nicht von Räubern genommen und verzehrt sehen, so mußten sie solche daran verwenden, und ihre ganze Kraft aufbieten, um ihren Hütten und ihren gesammelten Vorräthen veste Mauern, und diesen bewaffnete Arme zu geben. Die wehrhafte Freiung; die daurenden Vesten, hinter welchen der spätere Zeitgenosse in Sicherheit wohllebt, sind redende Denkmäler des unermüdsamen Fleißes und der Sparsamkeit unserer genügsamen Altvordern; und auf den Wällen, wo der Nachkomme lustwandelt, fiel mancher tapfere Deutsche Bürger im Streit, und düngte mit seinem Blute den Boden, auf welchem der Schattengang strozt, worin seine Enkel ausruhen.

Alle diese Pflanzstädte entstanden durch sich selber, ihr Wachsthum war ihr Werk; ihre Bevölkerung die Anlockung ihres Wohlseyns, den sie ihrem Fleiße verdankten. Auch ihre Vertheidigung blieb ihrem Selbstschutze überlassen; man ließ sie ungestört mit dem Schicksale ringen, so lange

dieses obkämpfte, und nur dann erst drang man ihnen Schutz auf, wenn sie solchen entbehren oder bezahlen konnten. Werden und Gedeihen; Gefahr und Ruin, gehörte dem Bürger allein, nur eins nicht: seinen Gewinn mußte er mit dem Fürsten und dem Raubgesindel der Fehde übertheilen.

So lange diese Städte offen um die Burgen lagen, richtete in den mehrsten Fällen der nahe Bischof, in peinlichen der kaiserliche Burgvogt; hatten die Bürger Kräfte genug gesammlet, daß ihr Umkreis mit Mauern und Thürmen umgeben da stand, dann verschwand der Burgvogt mit der Burg, und die Kaiser sahen es gerne, daß sie die Besatzung, welche sie unterhalten hatten, einziehen konnten. Nun traten die Bürger in all die Rechte, zu denen jede, aus sich selbst gebildete, sich selbst nährende und schützende Gesellschaft bestimmt und befugt ist. Sie, die durch sich alles geworden, gelangten auf demselben Wege zu dem höchsten Preis ihrer Mühe und Sorgen: der Freiheit sich selber zu richten und zu regieren. Die Vögte hatten nicht allein zu Gerichte gesessen; einige aus den Wittigen (Weisen) des Volks, waren ihre Beisitzer unter der Benennung von Schöppen gewesen. Unter der Leitung und mit diesen ihrer Gebräuche und Gewohnheiten kundigen

Männern, gründete das Volk seine Verfassung, richtete es seine Regierungsform ein. Den ersten Stadtmagistrat wählten diese Weisen; sie selber blieben das Fundament, die Aeltesten der Bürgerschaft; die Aufseher der handhabenden Gerechtigkeit; die Wächter der Gesetze, die Sorger ungekränkter Volksrechte.

Im vollen Genuß ihrer Menschenrechte; im Innern durch weise Gesetze, von außen durch (vor Erfindung des Schießpulvers) unüberwindliche Mauern, ihres Eigenthums, ihres Lebens und ihrer Freiheit geschützt; umringt von Völkern, die unter der Lehngewalt, geistlichen Hierarchie, und Fürstendruck seufzten; ragten diese wachsende Freistaaten, wie ein von allem Despotismus unentweihter Altar, hervor. Eine Pflanze, die sich unter wucherndem Unkraut unerstickt emporgewunden, treibt nach gegäteter Muttererde in fruchtbarer Anstrengung doppelte und dreifache Sprossen, und verstreut unentweihte Blüthen über die gereinigten Beete. Die Bewohner der Nähe, die von Pfalz- und Mark-Grafen, Kaiser-Vögten und Schultheisen, und dem ganzen räuberischen Adel unbarmherzig geplagt, besteuert und ausgezogen wurden; was diese und der Zehnte ließ, den habgierigen Pfaffen auf den Spenden darbringen muß-

ten, flüchteten in die neuen Städte, wo keine Gewalt, als die der Gesetze sie treffen konnte, keine Verschiedenheit, als die der Weisheit, Rechtlichkeit und des Fleißes vorgalt, und jeder die Früchte genoß und das Gewicht erhielt, das seiner Fähigkeit, seinen Handlungen und seiner Geschäftigkeit gebührte. In diesen, dem Joche und der Geissel entgangenen, Menschen, erhielten die Städte zugleich tapfere Vertheidiger ihrer geräumigen Mauern. Viele Landbauer der umliegenden Gegend nutzten diese Obdächer freier Wirksamkeit, um ihre Person und ihr Eigenthum gegen fremde und einheimische Gewalt zu sichern; sie gewannen das Bürgerrecht in diesen Städten, baueten ihre Vorrathshäuser an, oder in ihren Mauern, blieben und bewohnten ferner die Hütte, und bauten das Feld, woran ihre Geburt sie gepflichtet hatte. Sie nutzten ihr Bürgerrecht, nur um sich hiedurch der schnöden Gerichtsbarkeit und den willkührlichen Gesetzen ihrer herben, rohen Landesherren zu entziehen, es gewährte ihnen Schutz gegen fürstliche und adeliche Bedrückung, und einen sichern Zufluchtsort für sich und ihre Familien, bey freund- und feindlichen Anfällen. Diese an die Städte sich anschließende Schützlinge, welche man Pfahl- und Ausbürger nannte, gaben

der Bevölkerung der Reichsstädte einen merklichen Zuwachs. Auch ihr Gebiet ward hiedurch vergrössert, indem das Landeigenthum, welches ein solcher Bürger unbeerbt hinterließ, der Stadt zufiel, oder von dem Staat erkauft ward, wenn ein Ausbürger in ihre Mauern zog, um hier seine Tage in Ruhe zu verleben.

Einen weit früheren Zuwachs hatten die Städte durch die bei der Landeseroberung weggeführten, in andere Provinzen versetzten Menschenschaaren erhalten *). Von diesen, die nach einer zehn- oder mehrjährigen Abwesenheit in ihre Heimath zurückkehren durften, ließ sich ein großer Theil in den werdenden Städten nieder. Sie fanden hier in der Nähe ihres Geburtsflecks die einfachen, biedern Lebensweisen und Gebräuche ihrer Voreltern, geläutert von roher Wildheit und Barbarei; die sanften Sitten, denen sie während ihrer Entführung zugemildert waren, ungemischt von verfeinerter Treulosigkeit, nichts scheuender Habgierde, und der gefühllosen Tyrannei ihrer Besieger, die so schwer auf ihnen gelastet; unentheiligt vom Greuel der

*) Aus dem kleinen Erdstrich, welchen die Elbe und Eider einfaßt, führte Karl im Jahr 804 allein 10000 Seelen in die südlichen Provinzen seines Reichs.

Pfaffengewalt, die ihre Seelen mit Graus und Abscheu gefüllt hatte *). Sie trafen hier die Künste und Gewerke ansässig; den Feld- Garten- und Landbau blühen, zu welchem sie hatten sklaven müssen. Die Fortschritte, welche sie darin gemacht, lohnten sich hier mit dankbarem Wucher. Sie

---

*) Noch 1182, da der altenburgische Bischof Gerold den Sklavenfürsten Pribitslav ermahnte, sich taufen zu lassen, antwortete ihm dieser: „unsere Fürsten gehn zu tyrannisch mit uns um. Die harte Knechtschaft und die ewigen Tribute machen uns den Tod erwünschter als das Leben. Siehe, in diesem Jahr haben wir wenigen Bewohner unserer kleinen Erdschichte dem Sachsen-Herzoge 1000 Mark zahlen müssen, den Grafen so viele hundert, und noch ist es nicht genug, noch täglich werden wir ausgezogen und bis zur Zernichtung gedruckt. Wie sollen wir eure Religion annehmen, Kirchen bauen und uns taufen lassen, da uns nichts als die Flucht übrig bleibt? Und wenn wir nur wüßten, wohin wir fliehen dürften! Gehen wir über die Trave, so sieht es dort eben so aus; nicht besser an der Peene! Was bleibt uns demnach übrig, als daß wir die Erde verlassen, uns dem weniger tyrannischen Meere anvertrauen und auf den Wellen wohnen?“ Sein Bruder Niclot antwortete Heinrich dem Löwen, der ihn zum Christenthum anmahnte: „Der Gott, der im Himmel ist, sey „dein Gott, und du sey unser Gott; ehre du den ersten, „und wir wollen dich ehren.“

brachten den Städten nicht allein eine Menge arbeitender, tapferer Arme, sondern auch geschickte und erfahrne Künstler und Handwerker, wofür ihnen diese Entschädigung ihrer Drangsale und unverschuldeten Knechtschaft darboten, und alles, was das harte Leben des Menschen sanft und erträglich macht.

So reiheten sich nährsame Menschen an glückliche Geschlechter, und bildeten Staaten, in denen Germanien seine ehrwürdigen Tugenden flüchtete, und den hohen Freiheitssinn verpflanzte, mit dem jezt der in neuer, feinerer Sklaverei dahin rostende Deutsche sich noch gern blähen, und ihn als ein unvertilgbares Gut seiner Nation geltend machen mögte, wenn ihn sein Zustand nicht erinnerte, daß er seine Freiheit nur aus bloßen Sagen kennen lernen muß. Diese Geschlechter füllten einen Freistaat, den weise Gesetze regierten; dessen Mauern und tapfere Bewohner den Anfällen jedes Räubers trotzten; dem sein cultivirter Boden die anvertraute Saat vielfältig zurückgab; aus welchem die mechanischen Künste dem gedruckten und deshalb unerfindsamen Fürstler mit den ihm bei aller seiner Trägheit, doch unentbehrlichen Geräthen und Werkzeugen versahen; zu welchem die umliegende Provinzen ihre rohen Produkte brachten, und solche

in künstliche Fabrikate verwandelt wiederkauften und eintauschten.

In den natürlichen Vorzügen, die den Erbauer bestimmten, die Burgen, um welche diese Städte entstanden, gerade an den gewählten Plätzen anzulegen, lagen eben so viele ausgesuchte, dem Handel und dem Verkehr zu Hülfe kommende begünstigende Vortheile. Hiezu dienten die schiffbaren Ströme, gewöhnlich an den Flecken, wo die ruhigere Flußwelle mit den Fluthen des Oceans zusammentraf, bis wohin die leichten Kähne sich auf dem ungestümen Elemente wagen durften, und die Natur die Anwohner gleichsam zu Zwischenhändlern Deutschlands mit dem Auslande angestellt hatte; wo mehrere Flüsse und fahrbare Gewässer zusammenflossen, auf welchen ferne Provinzen ihre Erzeugnisse und den Ueberfluß ihrer Erndten brachten, und die ihnen fehlenden Bedürfnisse holten *). Sol-

*) Da wo die Natur hiefür nicht gesorgt hatte, brachten die Städte solche Wasserwege selbst zu Stande. Die Fürsten der Zeit thaten für das Allgemeine nichts, sie plünderten es nur. Ja, sie ließen sich vielmehr die Vergünstigung, eine Wasserleitung durch ihr Land zu ziehen, von den Städten mit schwerem Gelde abkaufen; und begünstigten sie die Ausführung in so ferne, als sie dieser keine Hindernisse in den Weg legten, so

che Städte, zu denen alles und woraus alles versandt wurde, gaben für Einheimische und Frem-

---

geschah es nur, wenn sie einen neuen Zoll dabei gewinnen konnten. Den Städten waren solche Kanäle zu den Zeiten der Fehde, und bis ins 16te Jahrhundert, von ungemeiner Wichtigkeit, wo man nur Waffen führte, vor denen man sich in einiger Entfernung leicht sichern konnte; denn schon auf einem schmalen Flusse war das mit Gütern beladene Fahrzeug ausser der Wirkungslinie und der Gewalt des Ritters, wann es am jenseitigen Ufer anlegte. Dieser große Vortheil half dem Städter alle Schwierigkeiten überwinden, machte ihn keine Kosten scheuen. Seine Kräfte waren unerschöpflich, unverdrossen seine Anhaltsamkeit bei der Gewinnung recht vieler, weit umreichender Wasserwege. Man muß erstaunen, wenn man, mit den Kräften einer oft mäßigen Stadt, die kühnen Unternehmungen ihrer Bewohner ausgeführt, und Werke entstanden sieht, die zu unsern Zeiten ganzen Provinzen unmöglich bleiben würden. Man versetze sich z. B. in die Zeiten des Mittelalters, und übersehe von Hamburg aus, mit einigen Rückblicken auf Deutschlands Fürstenthümer und fehdende Ritter, das kleine Ländchen, das zwischen Hamburg, Lüneburg, Lübeck und Wismar liegt, und man wird nicht weniger als vier Kanäle erbaut finden, durch welche die Nord- mit der Ost-See vereinigt wurde. Der erste, der von Lüneburg ging, wodurch die Elbe mittelst der Stecknitz in die Trave und Ostsee geleitet wurde, besteht noch. Der zweite sollte von der Elbe, mittelst

de bald einen allgemeinen Markt ab, und die ausgesuchte Lage einer Burg konnte für eine Kauf- Handel- und Stapel-Stadt nicht gewählter seyn.

Diese Städte, die in ihrem Werden mehrmals zerstört, bei ihrer Wiedererbauung von Niemand unterstützt waren; in ihrem Aufkommen keines Schutzes genossen; wurden jetzt nach zugenommener Grösse und Bevestigung Deutschlands Vormauern. Sie deckten die hinter ihnen liegenden Fürstenthümer, waren den vor ihnen her gebreiteten, noch von dem uneingenommenen Deutschland durch Religion, Sitten und Unabhängigkeit geschiedenen wilden Völkern, ein starkes Gebiß. Das, was die Mark- und Pfalzgrafen für Deutschlands

---

der Sude und Schaale, in den Schaalsee und so weiter nach Wismar gehen; dieser kam nur halb zu Stande, und liegt noch so vorhanden. Der dritte, welcher aus der Elbe bei Dömitz in die Elde, den Schwerinersee und von da gleichfalls nach Wismar geleitet wurde, ward ganz ausgeführt, verfiel aber mit der Zeit wieder. Der vierte, der von der Alster, welche bei Hamburg in die Elbe fließt, in die Beste (ein bei Oldeslohe in die Trave laufendes Flüßchen) ging, die sich mit der Stecknitz vereinigt, und die Wassergemeinschaft mit Lübeck 1530 zu Stande brachte, ward schon 1550 von den Edelleuten der Gegend zerstört.

Gränzen seyn sollten und nicht waren, leisteten diese mächtige, veste, wohlhabende Städte in der That. Ihre zahlreiche tapfere Bürgerschaften waren dem Lande schützende Heere *). Ihre Reichthümer halfen Deutschland oft aus einem gefährlichen Mangel; und der Reichsfiskus erhielt von einer mäßigen Reichsstadt einen größern jährlichen Zuschuß, als die Rentekammer eines weitläuftigen Fürstenthums darbrachte **).

---

*) Bei einem Aufstande in Lübeck bewaffneten sich allein 5000 Kaufleute und 600 Arbeiter. — Aachen hatte im Jahr 1387, 19826 wehrhafte Männer, die Junggesellen ungezählt. — Straßburg musterte 1392 das Heer seiner Einwohner, und fand 20,000 wohlbewaffnete Männer. — Nürnberg hatte zu den Zeiten seines größten Wohlstandes 52000 Bürger. — Von Wismar aus rüstete die Hanse noch im Jahr 1428 eine Flotte von 280 Schiffen aus, die 12000 streitbare Männer zum Angriff von Kopenhagen führten.

**) Auf dem Reichstage zu Nürnberg 1481, wo Friedrich, der Gefahr seiner Erblande willen, das Reich um Geldhülfe ansprach, bewilligten die versammleten Stände 100,000 Gulden. Hiezu zahlte jeder Kuhrfürst 3000 Gulden, die Städte Nürnberg und Ulm jede 2000 Gulden, Augsburg 1676, Frankfurt 1600 Gulden. — Noch jezt zahlt Nürnberg, das nur 30 □ Meilen Gebiet hat, 822 Gulden Römermonat. Beide Fürstenthümer, An-

Aus Politik, um den Wachsthum ihrer Schutz gewährenden Größe zu begünstigen, räumte das Reich; aus Dankbarkeit räumten die Kaiser, welche an den freien Reichsstädten standhafte, treue, unwandelbare Stützen und Hülfsgenossen gegen die Eingriffe und Vergrößerungssucht der Fürsten und Bischöfe hatten*), diesen Städten die freie Reichs-Unmittelbarkeit ein.

---

spach und Baireuth, welche 245 □ Meilen groß sind, zusammen nur 658 Gulden. Das 95 □ Meilen weite Bisthum Bamberg nur 437 Gulden. Die kleinen Reichsstädte, Schweinfurt, Rothenburg und Windsheim 251 Gulden; die ganze fränkische Grafenbank nur 350 Gulden.

*) Wann den Kaisern ein widriges Geschick zustieß; wann die Machinationen der Pfaffen, die sich nicht von ihnen an die fetten Bäuche wollten tasten lassen, sie beim Volke in übeln Geruch und zur Excommunication brachten; wann die Kabale und Geldsucht der wählenden oder mächtigen Fürsten ihren Thron erschütterte, und ihnen kaum den leeren Titel der Herrschaft zugestand; wann sie so von allen Ständen verlassen waren, so blieben die Reichsstädte dennoch ihren Eiden getreu, und hingen vest an diesen unglücklichen Fürsten, die bei ihnen Hülfe und Beistand fanden. Da Heinrich IV. vom Pabst im Bann gethan, vom Reiche verlassen, von seinen eigenen Söhnen angefeindet wur-

Auf diesem Wege, durch Verdienste, Wichtigkeit und Wohlhabenheit, gebahnt, gelangten vorzüglich Lübeck, Hamburg und Bremen zur Reichs-Unmittelbarkeit.

---

de, so nahmen ihn die Bürger von Worms auf. Der Bischof und sein Anhang ward verjagt, die ganze Stadt bewaffnet, alles verband sich und schwur den Eid, ihr Leben für den unglücklichen Heinrich zu verkämpfen. Sie gaben ihm die Kosten zum Kriege. Alle Reichsstädte folgten ihrem Beispiel, und Heinrich war noch lange Zeit gerettet. Köln hielt seinetwillen eine harte Belagerung aus, und schlug Heinrichs Sohn und das ganze ihn verfolgende Reich vor seinen Mauern weg. — Siebenzig Reichsstädte machten 1255 den Bund, keinen, als einen von allen Kuhrfürsten gemeinsam gewählten römischen Kaiser anzuerkennen. — Da die Fürsten den originellen guten Wenzel seines Kaiserthums entsetzten, willigten die Städte so wenig hierin, als sie Ruprechts Wahl guthiessen. Nur, da alle Rechtsgelehrte Deutschlands ihr Gutachten dahin gaben, daß Wenzels Absetzung, wie seines Nachfolgers Wahl, rechtmäßige Handlungen wären, gaben sie beiden ihre Zustimmung. Doch mußte Ruprecht erst das gewöhnliche Lager vor Frankfurt halten, während welcher Zeit diese Stadt dem Wenzel hiervon Nachricht gab, mit der Warnung, daß, wofern er vor Ablauf der sechs Wochen und zwei Tage ihr nicht zum Entsatz käme, sie seinem Gegner die Pforten öffnen, und ihn als Kaiser aufnehmen würde.

Zur Geschichte von Nordhausen.

Das unter Heinrich I. bevestigte Nordhausen ward von diesem nebst Gronau, Duderstadt u. a. m. seiner Gemalin Mathilde zum Witthum angewiesen. Mathilde regierte von hieraus Deutschland, dessen Verwaltung ihr von ihrem Sohne Otto während seiner Römerzüge anvertraut war. Nach ihrem Tode blieb Nordhausen ohne Herrn, und gehörte zu des Kaisers Kammer-Gütern. Doch muß die Stadt frühe zur Reichsfreiheit gelangt seyn, weil sie in einem von Wilhelm von Holland im Jahre 1213 ertheilten Privilegium schon als freie Reichsstadt geehrt wird.

In ihren Mauern ward im Jahr 1047 die geistliche Synode gegen Heinrich IV. gehalten, auf welcher seine Thronentsetzung bestätigt ward. Sein Sohn Heinrich V. mußte sich hier nach langem Streben gegen seinen Vater bewaffnen lassen, und in den Händen der päbstlichen Legaten Gott den Eid schwören, seinen Vater so lange zu verfolgen, und sein Schwert nicht eher in die Scheide zu stecken, bis die Excommunication an ihm gesättigt wäre. Der alte Heinrich hatte ohne päbstliche Confirmation einige Bi-

schöfe gesetzt. Sein Sohn war ein Kind, das durch Bann und Acht geängstigt, sich zu allem gegen seinen unglücklichen Vater bedrohen ließ.

Otto IV. hielt hier im Jahre 1212 Beilager mit der unglücklichen Beatrix, Tochter eines eben so unglücklichen Vaters, Philipp von Schwaben. Otto, der sie nicht als Jungfer erkannt haben wollte, ließ die Tochter seines ermordeten Nebenbuhlers vier Tage nach der Hochzeit, für diesen angegebenen Mangel, durch Gift hinrichten.

War gleich Nordhausen längst im Besitz seiner Unabhängigkeit, auch darin durch mehrere kaiserliche Privilegien bestätigt worden, so mußte es sich doch mehrmals von den folgenden Kaisern verschenkt und verhandelt sehen. Dies geschah auch unter Adolph von Nassau. Ihm hatte Albrecht, Landgraf von Thüringen, obgleich er zwei Söhne hatte, seine Lande für 12000 Mark Silber verkauft. Zur Zahlung dieser Summe wies der Kaiser 2000 Mark auf Nordhausen an, mit der Beifügung, daß, im Fall diese Summe nach Verlauf zweier Jahre unentrichtet bliebe, Nordhausen dem Landgrafen eigenthümlich angehören und huldigen sollte. Die Stadt erwehrte sich zwar dieses unbilligen Ansinnens, und schlug sich zu Friedrich und Titteman, Albrechts Söhnen, ge-

noß aber in der Folge, selbst von diesen, keinen Frieden, bis die 2000 Mark getilgt waren.

Auch als Brautschatz mußten die Nordhäuser sich 1329 vergeben lassen. Kaiser Ludwig der Baier vermählte seine Tochter Mathilde an Friedrich, Markgrafen zu Meissen, denselben, welchem die Nordhäuser gegen seinen Vater beigestanden hatten. Mathilden hatte der Kaiser 10000 Gulden zur Mitgabe gelobt. Diese wurden den beiden Städten, Mühlhausen und Nordhausen, zur Bezahlung auferlegt. Die erste fand sich willig ab. Nordhausen wollte sich zu dieser erniedrigenden, unbilligen Aufbürdung durchaus nicht verstehen. Der Markgraf versammlete sein Heer, und kam vor die Stadt, um seine erheiratheten 5000 Gulden mit Gewalt einzutreiben. Die Bürger wiesen ihn tapfer ab, und hielten eine harte Belagerung aus, welche Friedrich, nachdem er Altendorf in die Asche gelegt, unverrichtet aufheben mußte. Doch ließ er bei seinem Abzuge die Braunschweiger und Hohnsteiner zurück. Diese überrumpelten an einem Sonntage, während der Hochmesse, die Stadt, und drangen bis zu den Barfüßern vor. Hier schlugen die aus der Kirche eilenden Bürger sie tapfer zurück. Die Weiber fochten an den Seiten ihrer Männer, wühlten das Gassenpflaster auf, und steinigten auf den Feind los. Andere überschütteten ihn

aus den Häusern mit siedenden Hefen, und sengten manchen ins Grab.

Zum Andenken dieser Nordhäuser Amazoninnen ist am Rathhause ein Stein eingemauert, worauf zu lesen:

Post *M.* post *tria C.* post *bis sex* junge *novemque*
Prae palmis feria sexta, festo Tibur. et Va:
Intrarunt postes urbis tunc illius hostes.
Victrix Northusa sed coelitus est ope fusa.

Doch mußte die Stadt, nachdem sie sich bis 1334 standhaft gesperrt und tapfer gewehrt, den halben Brautschatz der Kaiser-Tochter zahlen.

Nordhausen litt in den langen Jahrhunderten des Raubes und der Fehde nicht allein von dem Thüringer Adel, auch an den nahen Harz-Grafen und Busch-Junkern hatte sie schlimme Feinde. Vom platten Lande hatten die Herren von Hockelborn, von Schrapelau, von Querfurt, von Nebra, von Ußlar, von Plesse ꝛc. ꝛc. sich, als große Liebhaber ihrer Heerden, berühmt gemacht. Vom Gebirge herab, waren die Grafen zu Schwarzburg, zu Stollberg, zu Hohenstein, nebst den Herren von Arnstatt, von Bandeleben, und Willerstadt, im Wegtreiben ihres Mastviehes und Ausplündern der Bürger vorzüglich stark. Zuweilen nahmen die muthigen Nordhäuser an diesen Herren so wohlverdiente als blutige Rache. So

zogen sie 1374 vor das auf dem Harz gelegene Raubschloß Erichsburg, von welchem Graf Hermann zu Stollberg seinen Unfug trieb, und die Landstrassen beraubte. Sie stürmten die Burg, nahmen den Grafen, nebst Heinrich von Werther, und neunzehn ihrer Spießgesellen gefangen. Die ganze Gesellschaft ward an den nächsten Bäumen aufgeknüpft, dem Grafen und den Rittern die Köpfe abgeschlagen, das Raubnest zerstört.

Weniger glückte es ihnen gegen Hohenstein, ein von Straßenräubern angefülltes Bergschloß. Bevor sie dahin zogen, beschickten sie Otto, Herzogen von Braunschweig, der in der Nähe gerüstet stand, mit der Vorfrage, wessen sie sich von ihm während der Belagerung zu versehen hätten. Otto versprach heiligen Frieden, ihrem Unternehmen ungestörten Fortgang. Auf das herzogliche Wort bauend, zogen sie vor Hohenstein. Aber wie sie eben im Begriff waren, zu stürmen, überfiel Herzog Otto hinterlistiger Weise ihr Lager, und machte einen großen Theil Gefangene, welche die Stadt mit 800 Mark Silber auslösen mußte.

Ueberhaupt waren die Braunschweiger Nordhausens gefährlichste Feinde. Herzog Heinrich lauerte den 1437 nach Frankenhausen zur Messe ziehenden Bürgern in eigener Person mit 100 Räubern auf,

und schleppte die mehrsten mit sich davon. Ja, dieser Heinrich, Herzog von Braunschweig und Lüneburg, ließ sich das Jahr vorher von Karl von Berchte durch 150 Gulden erkaufen, mit 400 Reutern vor Nordhausen zu ziehen, und das gesammte um die Stadt weidende Vieh wegzutreiben.

An den Grafen von Hohenstein hatten sich die Nordhäuser, durch eine sehr untadelhafte List, unversöhnliche Feinde erworben. Die Grafen, um so viel bequemer die Stadt zu berauben, hatten an der Ecke des Kannsteins die Schnakenburg erbaut. Von ihrem weiten Umblick entging dem Grafen Ulrich kein reisender Nordhäuser, keine weidende Kreatur. Die Stadt, um sich aus dieser Sperre zu retten, brachte ihre sämmtlichen Baarschaften zusammen, und kaufte im Jahr 1363 den Grafen die Schnakenburg ab. Während diesen das Geld in der Stadt zugezählt ward, zogen die Bürger ins Schloß, und brachen es bis auf den letzten Stein nieder. Dies vergab die gräfliche Familie der Stadt nie, sie rächte sich, so lange ein Hohenstein da war. Wo ein paar Kühe weideten, wurden sie weggetrieben, der Hirt erschlagen. Selten kam ein Nordhäuser unausgezogen über die Heerstraße, mehrere wurden gefangen, viele hingerichtet. Oft machten die Edelleute bei den Executionen, zu denen sich kein Nachrichter hergeben

wollte, die Frohnknechte selber. So legte dem vom Grafen von Hohenstein gefangen genommenen schuldlosen Nordhäuser Bürger Michel Harnischmacher, der an dem Klettenburger Thore gehangen wurde, der edle Klaus Hannadder den Strick um, Ritter Walther von der Werne hißte ihn den Galgen hinauf.

Indessen vertheidigten die Nordhäuser sich nicht allein mit Muth und Glück, sie ließen sich auch mit mehreren Städten und Grafen ihrer Nähe in Schutz- und Trutz-Bündnisse ein. Obwohl dieses ihrer Sicherheit mehreren Schutz gewährte, so verflocht es sie doch auch in viele Händel, und nöthigte sie an mancher Fehde und Bekriegung Theil zu nehmen, bei denen sie, ohne diese Bündnisse, ruhige Zuschauer geblieben wären. Ja, diese verleiteten sie zuweilen, mit ihren Verbündeten gemeinsame Streifzüge zu wagen, und Angriffen beizuwohnen, bei denen Verheerung und Raub nicht unterblieben. Durch einen solchen, in Gemeinschaft von vier Grafen, gegen das Kloster Kattenberg verübten Zug, zogen sie sich im Jahr 1399 den päbstlichen Bann zu, aus dem sie sich und ihre unvermögenden Spießgesellen mit schwerem Gelde lösen mußten.

1715 kaufte Nordhausen sich von der Reichsvogtei frei, welche Brandenburg 1692 von Kuhrsachsen war übertragen worden, obgleich einige Jahre

vorher die Stadt das Reichs-Schultheisen-Amt nebst der Vogtei von Sachsen für 13000 Rthlr. erhandelt hatte. Preußen entsagte in dem Kaufvertrage für sich, seine Erben und Kuhrsachsen, dem Reichs-Schuldheisen-Amt, und der Reichsvogtei zu Nordhausen; gab seine Ansprüche auf die Altendorfer Vorstadt auf, und zog die Besatzung für immer aus der Stadt; für diese wesentliche Vortheile zahlten die Bürger an Preußen die mäßige Summe von 37000 Rthlr. Leipziger Währung.

Seit dieser Zeit hat Nordhausen von außen in Frieden gelebt; und würde sich auch in seinen Mauern einer seltenen Ruhe zu rühmen haben, wenn diese nicht zugleich einen Dom und den Walkenrieder Hof mit einschlössen.

Northausens itzige Beschaffenheit.

Bei der Beschreibung von Nordhausen will ich zuerst mit dem, was der Stadt, als bürgerlichem Freistaat, lästig und fremd ist, anfangen, und so zu dem eigentlichen Nordhausen und seinen Bewohnern übergehn, um das Wesentlichste, wovon man zuletzt lesen wird, dem Gedächtniß tiefer einzuprägen.

Der Dom oder das Stift St. Crucis, war in seinem Entstehen ein Nonnenkloster. Mathilde Heinrichs I. Wittwe, stiftete es 962, und setzte ihre Kammerfrau Richhild zur ersten Aebtissin ein. So blieb es bis ins dreizehnte Jahrhundert, da die Nonnen ihres Keuschheitsgelübdes immer weniger eingedachten, und St. Crucis Kloster mehr einer der Venus gewidmeten Opferstätte, als einer der Andacht geweiheten Wohnung ähnlich war. Friedrich II. ließ im Jahr 1220 Aebtissin und Nonnen fortjagen, und ihre Stellen von Canonicis Secularibus einnehmen. Diese sind bis jetzt geblieben, obwol ihr Leben eben so wenig rein canonisch fortgedauert hat.

Der Rath ließ 1367 einen Canonicus von Ellrich Diebstahls willen aufhängen, zwei andere Domherren wurden im 16ten Jahrhundert wegen häufig begangenen Straßenraubes enthauptet.

Den Probst des Klosters stellt der Kaiser an, und Mainz setzt ihn ein. Den Decanus und die Canonicos wählt das Kapitel selbst. Der Kuhrfürst von Mainz ist in Spiritualibus Obervorsteher des Doms, hat aber in weltlichen Dingen nichts zu sagen. Eine Dechantenstelle, die vor einiger Zeit im kuhrfürstlichen Monat frei ward, hat er nicht wieder besetzt, sondern die Einkünfte desselben nach Mainz gezogen, und giebt vor, er wolle sie an einen mainzischen Professor verleihen. Dies ist ein ungerechter Eingriff in die Rechte des Stifts, und man würde den Erzbischof deswegen belangt haben, wenn man seine hohe Würde und die Kosten nicht scheute. Der Bezirk des Doms ist im Verhältniß der Stadtgröße ziemlich weitläuftig. In diesem Umfange wohnen die Römischkatholischen Einwohner. An andern Stellen der Stadt ist dieser Religionspartei zu wohnen nicht vergönnt. Der Dom ist ein freies Reichsstift, welches Prädicat ihm aber die Stadt nicht einräumen will.

Die Bewohner des Dombezirks haben das alte Recht, so viel Bier zu brauen, als sie zu ihrem eigenen Gebrauch nöthig haben, keinesweges aber, es auszuschenken. Dies geschieht demohngeachtet, und weil die im Stifte accisefrei sind, so können sie das Bier wohlfeiler geben; daher es kömmt, daß beinahe ein Drittheil alles Nordhäusischen Biers im Stifte gebrauet und ausgetrunken wird. Die Stadt verliert nothwendig dabei, weil von diesem Bier keine Abgabe gegeben, und dieser Nahrungszweig dem Bürger verkümmert wird. Der Magistrat hat zwar mehrmals scharfe Verbote ergehen lassen, daß kein Bürger oder Einwohner, bei 20 Rthlr. Strafe, bei den Domherren Zeche sitzen, und keinen Wein, Bier oder Breihan holen soll. Dies hindert indessen nicht, daß viele Bürger so unpatriotisch handeln, und ihr Bier aus dem Gestiftsbezirk holen lassen. Von hundert wird kaum einer ertappt, und dieser kommt gewöhnlich mit der Buße eines Rthlrs. frei. Als dieser Bierhandel der Dombewohner vor einigen Jahren zu sehr überhand nahm, ließ der Rath denselben ihre Braukessel zerschlagen. Die im Stifte klagten beim Reichsgerichte, und den Nordhäusern ward auferlegt, alles in integrum zu

restituiren. Das wollten sie nicht, und beklagten sich wegen der Usurpation des Doms beim Kuhrfürsten zu Mainz. Der hörte sie kaum an, und alles blieb, wie es war. Nun aber ist der Nordhäuser Magistrat Kläger beim Reichshofrath geworden, und verlangt, daß alles auf den alten Fuß gestellt werden soll, und die vom Stifte nicht mehr Bier brauen, als sie selbst verbrauchen. Der Dom giebt vor, einen Receß mit dem Magistrat gemacht zu haben, worin ihm seine emancipirten Freiheiten zugestanden sind. Der Magistrat antwortet, es sey nur ein Receß mit dem Dom gemacht worden, die Papiere, die der Dom darüber vorweisen kann, enthalten nichts, als einen temporellen Vergleich mit einem der sechs Bürgermeister. Nun kann aber in Nordhausen von Staatswegen nichts gültiges geschlossen werden, als wenn alle sechs Bürgermeister und der ganze große Rath ihre Zustimmung gegeben haben. Also gelten jene Verträge nichts, und die Stadt sieht einer ihr günstigen Entscheidung entgegen.

Ein anderer Status in Statu ist der Walkenrieder Hof. Doch hat die Stadt nicht so harte Irrungen mit demselben. Seine Entstehung fällt in das Jahr 1293, da der Abt Herrmann

von Walkenried diese Hofstätte einem Bürger abkaufte, welche zur Wohnung für die Aebte, wenn sie zur Stadt kamen, und zu Kornmagazinen angebaut wurde. Die geistlichen Herren griffen auch hier, wie gewöhnlich, um sich. In einem Receß von 1496 zwischen dem Rath und Abt, versprachen jene zwar, kein Bier, ausser für sich und ihre Leute, brauen zu lassen; dies ward aber nie gehalten. Nach der Reformation kam der Hof in die Hände der Stadt, beim westphälischen Frieden aber fiel er an Braunschweig, welches ihn an Gotha überließ, und jetzt gehört er an Brandenburg. In dem Kaufvertrage über das aufgegebene Schutzrecht, verspricht der Kuhrfürst, nicht zu gestatten, daß die Bediente und Einwohner des Hofes selbst gebrautes Bier verkaufen, oder fremdes einbringen dürfen.

Der Stadtmagistrat besteht aus zwei und vierzig Mitgliedern. Diese bilden drei Regimenter. Zu jedem gehören vierzehn Senatoren. Hiervon sind vier Rechtsgelehrte, zwei sind Bürgermeister, drei Quatuorviri. Die Bürgermeister sind zugleich Senatoren, können auch Quatuorviri dabei sein. Dieser in Regimentern getheilte Rath wechselt mit einander alljährlich ab, eines der Regimenter führt das Präsidium, d. h. nur dieses präsidirende Drit-

theil des Raths sitzt zu Gericht, spricht in Proceßsachen, und handhabt die Polizei und was dem anhängt. Jedem Rathsregimente sitzen abseiten der Bürgerschaft achtzehn Handwerksmeister, unter der Benennung von Rathsgefreunden, bei. In wichtigen den Staat betreffenden Verhandlungen, Neuerungen, Abänderungen, Auflagen rc. treten alle zwei und vierzig Magistratspersonen, und sämmtliche vier und funfzig Rathsgefreunde zusammen. Der Rath wird aus den neun rathsfähigen Gilden, den vier Stadtvierteln, und der Neustadt erwählt. Die Gilden sind die Gewandschneider, oder Kaufleute, Schneider, Wollenweber, Becker, Schmiede, Knochenhauer, Kramer und Sattler, Kürschner und Weißgerber, Schuhmacher und Lohgerber. Die Viertel, das Neuwegs, Altendörfer, Töpfer und Rautenviertel, machen mit der Neustadt zusammen vierzehn Wahltheile, aus deren jedem drei Rathsglieder genommen werden. Aus dem Stadtviertel werden die Gelehrten gewählt. Aus den neun Gilden sitzen von jedem zwei als Rathsgefreunde jedem Regimente bei.

In allen Foderungsklagen unter 30 Rthlrn., in Injuriensachen, Ehezwisten rc. läßt der Bürgermeister aufs Rathhaus zur persönlichen Erscheinung citiren. Wichtigere Sachen, größere Summen be-

laufende Foderungen, Testamente, Concurssachen 2c. werden schriftlich verhandelt. Die beiden am Regiment sitzende Bürgermeister wechseln ab, jeder präsidirt nur die Hälfte des Jahrs.

Todesurtheile spricht der Rath, obgleich er ohne Zweifel das Recht hiezu hat, seit langen Jahren nicht mehr, er verschickt die Akten an eine Universität, und läßt das Urtheil derselben vollziehen. Ein ansässiger Bürger soll zwar nach den Statuten nicht eher können zur Haft gebracht werden, bevor er einer dazu qualificirenden Missethat überwiesen worden, doch hat der Rath mehrmals hiegegen gesündigt. So tadelnswerth dieser Eingriff in die bürgerliche Unverletzbarkeit ist, so sehr gereicht es dem Nordhäuser Magistrat zum Lobe, daß er seit Anfang unsers Jahrhunderts so sparsam mit den Todesstrafen umgegangen ist. Noch neulich absolvirte sich eine Kindermörderin durch den Reinigungseid. Die Tortur ist seit 1738 nicht angewandt, und so gut als stillschweigend abgeschafft. Mehr hält man auf Stadtverweisung, zu der es eben keines Capital-Verbrechens bedarf. Jetzt ist man darauf bedacht, ein Zuchthaus zu errichten. Man fängt an, das Unrecht zu fühlen, das man seinem Nachbaren, durch Zusendung der im Stadtbezirke aufgefangten Uebelthäter aufbürdet,

und sieht ein, daß gesunde, wenn gleich sündige Arme jedem nicht zu menschenreichen Staate Nutzen bringen können.

Die Kanzelei der Stadt besteht aus einem Syndicus, der zugleich Präses des Consistoriums ist; aus zwey Senatoren, welche dabei Rechtsconsulenten sind; einem Archivarius und einem Cancellisten. Die vier Ersten sind Rechtsgelehrte.

Ein Bürgermeister kann im Jahr seiner Regierung 1000 Rthlr. Einkünfte zählen, in andern 250 Rthlr. Ein Rathsherr, der nicht an der Kammer ist, hat 20 Rthlr. Einnahme.

Die bürgerlichen Abgaben sind sehr erträglich. Sechs Groschen von jedem 100 Rthlr. des Werths der Häuser; drei Groschen von jedem Scheffel Land, 4 Pfennige Accise vom Scheffel gemahlnen Korns, ist alles, was der Bürger das eine Jahr wie das andere zu entrichten hat. Kopfsteuer und Losung, Quartprocente und Schoßgelder, sind völlig unbekannt. Einnahme und Ausgabe der Stadt, belaufen sich jährlich auf 34 bis 35,000 Rthlr.

Die Stadt zählt 15 bis 1600 Häuser, von 8, höchstens 9000 Menschen bewohnt. Der Ort ist, wie die alten Städte alle, nichts weniger als schön gebaut. Man hat bei dessen Aufbau

mehr Rücksicht auf die Erwerb- und Nahrungszweige der Einwohner, als auf ihre bequeme Wohnung genommen. Die im Vorhause vertheilten wenigen Zimmer, scheinen mehr der Kornböden, Brenn-Gebäude und Schweins-Ställe, die mit dem Vordergebäude ein Quadrat bilden, als der Menschen willen, da zu seyn. Künstliche Gebäude und Anlagen würde man in Nordhausen vergeblich suchen, aber überall stößt man auf so viel mehr Indüstrie, Thätigkeit und Erwerbfleiß, der durch alle Klassen vertheilt ist.

Fruchthandlung, Gartenbau, Branntweinbrennen und Schweinemast, sind die eigentlichen Nahrungszweige der hiesigen Einwohner. Ganz Obersachsen, bis einige Meilen diesseits Leipzig, bringt sein Getraide dem Nordhäuser zum Verkauf her. Was in der Stadt nicht verbraut und verbrannt wird, verhandelt dieser an den Harzbewohner, der den größten Theil seines Korns, wovon er selbst auf seinen wüsten, Tannenreichen Felsen nichts bauet, von hier holt. Nicht allein die Vorstädte, auch die großen Dörfer Sundhausen und Wingshausen, die nichts als Gartenbau treiben, bringen ihre Früchte dreimal in der Woche auf den hiesigen Markt. An diesen Tagen finden sich eine Menge Weiber vom Harze ein, und

erhandeln diese Früchte, mit welchen sie Klausthal, Zellerfeld, Altenau, Andreasberg und das ganze Gebirge versorgen.

Der wichtigste Nahrungszweig der Nordhäuser bleibt indessen ihr Branntweinbrennen. Jetzt sind hier 198 solcher Blasen täglich im Gange. Diese Branntweinfabriken ruhen weder an Sonn- noch Feiertagen. Im Durchschnitte werden jeden Tag 1600, im Jahr 600,000 Scheffel Getraide verbrannt. Der Nordhäuser Kornbranntwein ist seiner Stärke und Güte wegen berühmt, und geht über 80 Meilen seines Umkreises. Auch zieht die Stadt viel Scheidewasser ab. Von den Branntweinshefen werden eine Menge Schweine gemästet, welche aus Mecklenburg, Brandenburg, Sachsen, selbst aus Pommern und Polen hergetrieben, von dem Nordhäuser zu 10 Rthl. das magre Paar eingekauft und gemästet, dem Gebirgsbewohner für 24 Rthlr. wieder verkauft werden. Man rechnet wenigstens 40,000 jährlich hier gemästeter Schweine.

Sechszehn Oehlmühlen, auf welchen jährlich über 17,000 Centner Oehl bereitet, und nach dem gewöhnlichen Preise für mehr denn 150,000 Rthl. verkauft werden, werfen dem Bürger einen reichen, sichern Gewinnst ab. Auch in der um-

liegenden Gegend haben die Nordhäuser die mehrsten Oehlmühlen in Pacht.

Das Holz, welches das starke Brennen erfodert, ist bisher vom Harz genommen worden. Der Holzmangel aber, der sich auf dem Gebirge selbst eingefunden, ertheuert diesen dem Nordhäuser unentbehrlichen Artikel sehr; schon gilt der Malter todtes Tannenholz 1 Rthlr. 18 Groschen. Die Brenner haben seit einem Jahre angefangen, Steinkohlen zu brauchen, die aus einer dem Fürsten von Stollberg angehörigen Steinkohlen-Grube genommen werden. Jetzt ist die Stadt darüber her, eine ähnliche Grube in ihrer Nähe auf eigenem Gebiet aufzunehmen. Glückt dieses, so bleibt ein großer Theil des Gewinnstes, der jetzt den Nachbaren zufließt, in der Stadt.

Auch wird hier viel Bier gebraut, doch nichts ausgeführt, alles in der Stadt verbraucht. Die vielen Obersachsen, die ihr Getraide herbringen; der Harzbewohner, den der Ankauf seiner Nahrungsmittel herruft; die vielen Viehhändler und Schweinetreiber, vertrinken ein ansehnliches Quantum dieses Getränks. Die Nordhäuser selbst sind tüchtige Biertrinker; sie haben zwei weisse Biere, Breihan und Gose, nebst einem Braunbier. Die Altstadt hat 204 Braugerechtsamen, die Neustadt

hat deren 50 halbe; also zusammen 229 ganze. Die Neustadt hatte bis vor einigen Jahren 50 ganze Braugerechtsamen, man fand aber, daß diese für ihren kleinen Bezirk zu viel waren, und erstand die Hälfte von ihr gegen das Aequivalent einer Schafweide, auf der sich 500 dieser Thiere nähren können. In fünfviertel Jahren reicht das Reihebrauen herum.

Die Neustadt hat zur Gränze, wo sie anfängt, eine hölzerne Säule, worauf ein kupferner bäuchichter Adler mit ausgespannten Flügeln schwebt, in dessen hohlem Bauche, wie man glaubt, die alten Privilegien und Verfassungen der Stadt ruhen. Etwas mag wohl an dieser Volkssage seyn. Alt- und Neustadt hatten jede bis ins vierzehnte Jahrhundert ihren besondern Rath und Rathhaus. Doch war jener ungleich wichtiger als dieser, der nach und nach so herabsank, daß die einfallenden Mauern der Neustadt unaufgebaut liegen blieben. Dieses wurde indessen im Jahr 1364 unvermeidlich, da die Stadt mit dem Herzoge von Braunschweig in offene Fehde verfiel. Den Neustädtern blieb bei ihrem Unvermögen keine Rettung, als sich mit der Altstadt zu vereinigen, ihren Rath aufzuheben, ihr Rath- Gemeind- und Waghaus eingehen zu lassen, und

sich unter die Regierung der Altstadt zu fügen, wofür diese die Neustadt mit Mauern und Gräben versehen ließ. Damals ward dieser Adler errichtet, und es ist möglich, daß die Alten den Einfall ausführten, die durch diesen Vertrag mit der Altstadt annullirten Privilegien, Statuten und Rechte der Neustadt in seinem Bauche niederzulegen.

Diese Vereinigung hätte für sämmtliche Bürger von gefährlichen Folgen werden können. Der Rath der Oberstadt bestand aus lauter Patriciern, die unter Heinrich I. in die Stadt gekommen waren, und durch Zeit und Gewalt das Stadtregiment in ihre Hände gebracht hatten. Dieses ward ihnen um so minder schwer, da sie durch ihre der Zeit großen Einkünfte sich leicht Ansehen und Anhang erwerben konnten. Obgedachtermaßen ward von Heinrich I. der neunte Mann von den Dörfern in die Städte gelegt. Dieser blieb der eigentliche Rottmeister der zurückgebliebenen Acht. Er mußte in der Stadt für sich und diese Acht eine Herberge bauen, in der diese wohnen konnten, wenn sie, bei feindlichen Einfällen, zur Vertheidigung in die Städte eilten. Von allem, was die Acht bauten und erndteten, mußten sie den zehnten Theil in die Städte, ihrem Rottmeister

einkiefern, der zwei Drittheile hiervon zu seinem Unterhalt behielt. Eins bekam der Kaiser. Auf diese Weise entstanden die Deutschen Patricier. Geschäftlosigkeit und Waffenspiel machte sie adelich. dieses erhob sie zum Vorsitze über den nährsamen Bürger. Der Vorrang half dem begüterten Müßiggänger bald den arbeitenden Bürger überlisten, und sich die Regierung über ein in Fleiß vertieftes Volk anzumassen *).

*) Daß das deutsche Patriciat, womit sich der adeliche Reichs-Städter brüstet, und oft so stolz auf seinen ihn nährenden unadelichen Mitbürger herabsieht, keine glorreichern Entstehungs-Ursachen, als jene, hat, hiervon liegt der Beweis in den Namen dieser Herren selbst. Paul, Hans und Görge, die das Loos vom Flegel in die Stadt rief, nahmen hier die Namen ihres Dorfs oder Fleckens an. Daher kommt es, daß alle Patricier mit den umliegenden Flecken und Dörfern der Stadt, worin sie zu Deutschlands Schande ihr Unwesen treiben, gleiche Namen führen. So hießen die von den Nordhäusern verjagten Aristokraten, von Auleben, v. Badra, v. Elrich, v. Ebeleben, v. Fura, v. Heringen, v. Kelbra, v. Lieberroda, v. Sundhausen, v. Rüßel, v. Urlich, v. Windhausen u. s. w., deren Geburtsflecke noch alle unter diesen Nahmen als Dörfer, Flecken und Städtchen, in Nordhausens Nähe zu finden sind.

Dies ist die Geschichte Nordhausens. Bis 1365 hatte sich der Rath der Neustadt der Arroganz des patricischen Raths der Oberstadt entgegengestemmt. Sobald dieser sich allein herrschen sah, nahm er keine Rücksichten mehr, verschmähte, drückte den Bürger, und reitze durch sein gesetzwidriges Verfahren diesen so sehr, daß im Jahr 1375 ein allgemeiner Aufruhr entstand, in welchem die Patricier vertrieben und die Bürger ein Fundamentalgesetz errichteten, in welchem vestgesetzt ward, daß zu ewigen Zeiten Adel und Patricier von der Regimentsverwaltung ausgeschlossen seyn sollten. Damals erhielt die jetzige Regierungsverfassung ihre Form, doch hat sie seit der Zeit einige Abänderungen gelitten. So setzte man im Anfange zwölf Bürgermeister an. Dieses blieb bis 1626, in diesem Jahre wüthete die Pest in Nordhausen, und raffte den ganzen Rath bis auf zwei Bürgermeister weg. Seit dieser Zeit sind nur sechs Bürgermeister angestellt worden. Auch die Stadtkammer kam durch jenes Fundamentalgesetz in die Hände der Bürger, die noch jetzt von fünf Kammerbürgern, als zwei aus den Gemeinen, und drei von den Gilden, verwaltet wird. Der nicht wortführende Bürgermeister ist Oberkämmerer.

Jährlich, bei der Umwechselung des Raths-regiments, schwört der neu eintretende Rath: „Den Bürgern reich und arm, zu rathen und „urtheilen, das allerbeste das sie können. Und „wider der Stadt Einigungen in den Punkten, „welche durch einen beständigen Gebrauch nicht auf-„gehoben, wissentlich oder fürsätzlich nichts bege-„hen, sondern dieselben halten und fördern wol-„len, und helfen daß sie zu Recht helfen sollen, „und melden daß sie zu Recht melden sollen, und „nichts lassen durch Liebe noch durch Leid.“ Die Bürger schwören dagegen: „dem Rath mit aller „Bescheidenheit, in allem ihm getreu und gehor-„sam zu seyn, mit Leib und Gut, und so sie „etwas erführen, das dem Rathe zuwider, sie „es anmelden wollen, auch nirgendwo ihre Klage-„sachen anbringen mögen, als vor dem Rath und „den Richtern der Stadt.“

Sehr unüberlegt und unanpassend hat man diese, die bürgerliche Freiheit in nichts kümmernde, Handlung mit der sklavischen Benennung einer Huldigung belegt, wenn nemlich dieses Wort dem lateinischen Ausdrucke Homagium entsprechen soll, aus welchem die Monarchisten es so übersetzt haben.

Obgleich die Verfassung demokratisch ist, so hat der Magistrat doch ein etwas aristokratisches Aussehen. In vorigen Zeiten hatte kein Bürgermeister studirt, und man ist nicht sonderlich damit zufrieden, daß sich die Gelehrten in den Senat geschlichen haben. Ein Zeichen, daß eben nicht viele wichtige, complicirte Sachen vorfallen.

Die Stadt hat drei sehr wohlhabende Spitäler: den Siechenhof; das Martinsspital; und das Elisabethenhospital. Letzteres ist von Privatbürgern erbauet, und kam 1649 durch Vermächtniß an die Stadt. Der Siechenhof ward 1281 errichtet. Der Kirche im Mittag stehen sieben große aus Sandsteinen gehauene Kreutze. Vor dem einen knieet ein Pfaff in Meßhabit, den Kelch in der rechten Hand haltend. Die Tradition erzählt, es sey zu Zeiten des Pabstthums ein heftiger Wolkenbruch herabgefallen, dessen Fluthen, Kirche und Priester, sammt sieben Personen, die eben communicirten, fortgeschwemmt habe; zu welcher Erinnerung diese Kreutze gesetzt wurden. Das Martinspital ist schon im 12ten Jahrhundert da gewesen; auch dieses ist von Bürgern erbaut, von andern mit reichlichen Einkünften beschenkt. Im Hause hängt ein Gemälde, den heiligen Martin zu Pferde vorstellend, der mit seinem

Degen einen Fetzen seines Rocks abschneidet und solchen einem unbekleideten Armen zureicht. Die Bürger klagen laut, daß, wider die Denkart des Patrons und die Absicht der Stifter, welche verlangen, daß blos verarmte Einwohner aufgenommen werden und Unterhalt finden sollen, sehr gefehlt wird. Statt dessen kaufen sich Ausländer für 2 bis 300 Rthlr. im Spital ein, welche Einkaufssummen in die Kassen der temporellen Vorsteher fallen. Schade, daß sich dieser Flecken an der Nordhäuser Regierung findet, der so auffallender erscheint, da der Rath sonst seine Pflichten mit wirklich ruhmwerther Gewissenhaftigkeit erfüllt. Dieser häßliche Makel ist aber nicht eine bloße Zugift unserer verderbten Zeiten, sondern Nordhausens Magistratspersonen haben sich dessen schon bei Luthers Zeiten schuldig gemacht. Wie dieser rechtschaffene, warmblütige Kirchenverbesserer dagegen geeifert hat, kann man in dem nachfolgenden heftigen Briefe finden, den er an seinen Freund, den Doktor Jonas, schrieb, und worin er den Bürgermeister mit Gut und Habe verfluchte:

„Gottes Gnade und Frieden in Christo Jesu, „amen. Lieber Jona. Ich hatte die andern Briefe kaum zugesiegelt, als M. Philippus zu myr „kam, und mith sich bracht eine gemeine Vorschrift,

„welcher von unsertwegen dem armen Lacaro Ma-
„gister Johann Crausen solt gegeben werden, als
„einem Diener Christi, der von jedermann verlas-
„sen, daß er damit hin und wieder ein Stück
„Brodt möcht erbetteln, dieweil er mit so viel zu-
„vorn gethanen Schreiben, großen schweren Reisen,
„Mühe und Arbeithen, auch Bitten und Flehen,
„nicht hat erlangen mögen der Brodsamen, fallen-
„de von dem Tische des Schwelgers, des Closters
„zu Walkenrieden. Und vorwahr, ich kann es
„nicht genügsam aussagen, wie ich über diese Sa-
„che so heftig bewogen bin, daß ich auch verma-
„ledeiet und verflucht habe, alle Wollfard und Ge-
„deihen, nicht allein des Abts zu Walkenrieden,
„sondern auch Michel Meyenburgs, welche mit
„einander herrlich und prächtig zeren, und panketti-
„ren von den Closter-Güthern, damit man doch
„billig, diesen armen alten, schwachen, kranken,
„und blinden Mann ernähren und helfen. Aber
„was hilft es, daß wir lange vor den Türken bit-
„ten, vorsummen unsern lieben Herrgott, lehren
„das Volk, so unter des diejenigen, so die besten
„Christen und evangelische Leute seyn wollen, un-
„sers lieben Herrgotts Zorn erregen, mit Geitz,
„Beraubung geistlicher Güter, und armer Leute,
„und also in Sünden fortfahren gleich als hätte

„unser Herrgott ein Wohlgefallen darob. Will „dich derhalben mein lieber Jona, um Christi „willen gebethen haben, so du mit ihm Gemein„schaft hast, du wollest davon abstehen, damit du „nicht ihrer Sünden und ihrer Verfluchung theil„hastig werdest, denn unser Herr Jesus Christus „achtet diesen Crausen, den armen Lazarum mehr, „als die ganze Welt, und will jetzt nichts sagen „von den zweien Wasserblaßen Michel Meyen„brucks und den Abt. Wie ehrlich hätte es ge„standen, da der Abt Michel Meyenbruck so herr„liche Geschenke that, daß Michel Meyenbruck gesagt „hätte: nein gnädiger Herr ich will der Gaben lie„ber entbehren, damit der arme Lazarus keine Noth „leide. Aber dieweil wir also thun, so vergessen „wir unsers lieben Herrgotts; billig werde er „unser auch vergessen. Dies habe ich in einem „Zorn geschrieben, daß du sehen kannst, daß ich aus „einem Eifer Gottes, Michel Meyenbruck und den „Abt feindt und gram bin, und will nicht ablas„sen, sie zu verfluchen, dieweil der arme Lazarus „bettelt: verflucht und vermaledeit seint „ihre Güter, und komme das Feuer aus „Walkenriede und verschlinge auch das, „das sie mit Ehren und guten Gewissen „hätten haben mögen. Amen, Amen."

„Lieber Jona du willst mir zu Gute halten,
„daß ich so zornig und heftig habe geschrieben,
„dann deinethalben bin ich sehr bekümmert, daß
„du nicht aus ihrer Freundschaft und Gemeinschaft
„auch beflecket würdest, und auf eine Zeit, um
„ihrer Missethat auch mit leiden must. Vale. da-
„tum die Woche Magdalena Anno 42.

Martinus Luther, Doctor.

Doctor Jonas war Luthers Busenfreund. Wenn der rastlose Mann, von Streit und Arbeiten ermüdet, sich erholen wollte, so ritt er nach Nordhausen in die Arme seines lieben Jonas, und vertrank mit seinem Freund bei einem Glase Braunbier die Sorgen, welche die verfolgende päbstliche Kirche, und die Uneinigkeit seiner eigenen Glaubensbekenner ihm so sehr aufbürdeten. Das Jahr vor seinem Tode, brachte er dem alten Jonas ein Trinkgeschirr mit, das noch auf der Nürnberger Stadtbibliothek vorhanden ist. Beider Bildnisse stehn darauf geschnitten und darüber folgende witzige lateinische und platte deutsche Inschrift:

Dat uitrum uitreo Jonae uitrum ipse Lutherus,
ut uitro fragili similem se noscat uterque.

Dem alten Doktor Jonas
Bringt D. Luther ein schoen Glas,

Das lehrt sie alle beide fein
Daß sie gebrechliche Gläser seyn.

Da ich eben dabei bin, von einem Manne zu reden, dessen Geist, guter Eifer und Herzensgröße immer noch fast allein Muster geblieben und wohl höchst selten erreicht worden sind: so kann ich mir das Vergnügen nicht versagen, noch einen Brief desselben hier einzurücken, den er an J. von Stockhausen, Stadthauptmann zu Nordhausen, ergehen ließ, da er gehört hatte, daß dieser des Lebens überdrüßig geworden war, und vor Eckel und langer Weile den Tod wünschte. Wenn die Gründe, die er, diesen ehrlichen Mann eines bessern zu bereden, anwendet, gleich in unsern Zeiten nicht allgemein für gültig und kräftig gehalten werden dürften: so muß man doch gestehen, daß das nachfolgende Schreiben gewisse Stellen hat, die auch noch jetzt manchem rechtschaffenen, schwachen, ennüyirten Menschen, in die verfinsterte Seele schimmern, und zum Kampf mit seiner eigenen Thorheit aufbieten können:

„Friede und Gnade in Christo!

„Gestrenger rc. Mir ist von guten Freunden „angezeigt, wie euch der böse Feind härtiglich an„ficht, mit Ueberdruß des Lebens und Begierde des

„Todes. O! mein lieber Freund! hie ist hohe Zeit, „daß ihr euren Gedanken ja nicht trauet, noch „folgt; sondern höret andere Leute, die solcher An„fechtung frei sind, ja bindet eure Ohren vest an „unsern Mund, und lasset unsere Worte euch trö„sten und stärken. Erstlich wisset ihr, daß man „soll und muß Gott gehorsam seyn, und fleißig „sich hüten für Ungehorsam seines Willens, weil „ihr denn gewiß seid und greifen müsset, daß euch „Gott das Leben giebt, so sollen solchem Wissen „eure Gedanken weichen, und ihr ihm willig ge„horsam seyn, und keinen Zweifel haben, daß sol„che Gedanken, als dem Willen Gottes ungehor„sam, gewißlich vom Teufel in euer Herz geschos„sen und gedrungen sind. Derohalben so müstet „ihr vest dawider stehen, und wiederum mit Ge„walt sie leiden oder ausreissen. Es war unserm „Herren Christo das Leben auch sauer und bitter, „und wollte er nicht sterben, ohne seines Vaters „Willen, und flohe den Tod, hielte das Leben wo „er konnte, und sprach: mein Stündlein ist noch „nicht kommen, und Elias, Jonas und mehr Pro„pheten, rufen und schreien nach dem Tode für „großem Wehe, und Ungeduld des Lebens, und „verfluchen dazu ihre Geburt, Tag und Leben, „noch müssen sie leben, und solchen Ueberdruß mit

„aller Macht und Ohnmacht tragen, bis ihr Stünd-
„lein komme. Solchen Worten und Exempeln, als
„des heil. Geistes Worten und Vermahnungen müs-
„set ihr wahrlich folgen, und die Gedanken so euch
„davon treiben, ausspeien und auswerfen, und
„obs euch sauer und schwer zu thun ist, so lasset
„euch dünken, als wäret ihr gebunden und gefan-
„gen in Ketten, daraus ihr euch würken und wür-
„gen müstet, daß euch der Schweiß ausbreche.
„Denn des Teufels Pfeile, wenn sie so tief ste-
„cken, lassen sich nicht mit Lachen ohne Arbeit aus-
„ziehen, sondern mit Kraft muß man sie heraus
„reißen. Darum müsset ihr ein Herz und Trost
„fassen gegen euch selbst, und mit Zorn zu euch
„selbst sprechen: Nein Gesell! Wenn du noch so
„ungern lebest, so solt du leben und mußt nun
„leben. Denn so wills mein Gott, so will ichs
„haben. Hebt euch ihr Teufels-Gedanken in Ab-
„grund der Hölle mit Steren und Tod, hie habt
„ihr nichts zu schaffen. Und nun die Zähne zu-
„sammengebissen, wider die Gedanken, und in
„Gottes Willen solchen harten Kampf aufgesetzt,
„und halsstarriger und eigensinniger sich gemacht,
„denn kein böser Bauer oder Weib, ja härter
„denn kein Amboß oder Eisen ist. Hiemit befehl
„ich euch unserm lieben Herren, dem einigen Hei-

„land und rechten Sieges-Mann Jesu Christo, der „wolle seinen Sieg und Triumph in euren Her-„zen behalten, wider den Teufel, und uns alle durch „seine Hülfe und Wunder in Lust erfreuen, daß „wir tröstlich hoffen, und bitten, wie er uns ge-„boten und verheißen hat. Amen.

Aber genug von Luther, über welchen ich wei-ter unten bei Eisenach mehr anzuführen haben werde. Unter der Rubrik Nordhausen, sollte er nur gelegentlich vorkommen.

Das hiesige Waisenhaus verdankt sein Daseyn einer Feuersbrunst, die 1710 die Hälfte der Stadt verzehrte. Dies traf auch das Haus eines lutheri-schen Predigers. Nach dem Brande fand man die deutsche Bibel unversehrt unter der Asche, nur an den silbernen Schlössern hatte die Flamme ein we-nig geleckt. Der Pfarrer glaubte, Gott habe durch dieses Wunder seine Brandstätte geheiligt, und für sich auserlesen; er schenkte sie demnach der Stadt zum Anbau eines Waisenhauses. Der Unterhalt der Waisenkinder wird größtentheils aus milden Ga-ben bestritten, hierzu tragen nicht die Bürger al-lein bei; auch die umliegenden Dörfer bringen Geld, mehr Flachs, Korn, Erbsen, Fleisch, Butter und Gemüse dem Waisenhause zu. Hierzu kömmt die

Einnahme aus den Stöcken und Blöcken, nebst den Sammlungen an den vier Bußtagen, welches sämmtlich jährlich gegen 300 Rthlr. einbringen kann. Es befinden sich einige funfzig Kinder im Hause. Jährlich werden ihrer sechs entlassen, die Knaben bei einem Gewerke angestellt, und die Mädchen in Dienst gegeben. Die drei ältesten Bürgermeister sind Inspectoren, drei von den Predigern Administratoren des Hauses. Letztere haben die Verwaltung und die Wahl der aufzunehmenden Kinder zu besorgen. Ein Kandidat des Predigtamts giebt den Kindern Unterricht im Christenthum, Schreiben und Rechnen, und der Oekonom im Lesen. Die austretenden Waisen zu ersetzen, hat oft die Stadt selbst nicht Vorrath genug. Von den sechsen, welche in diesem Jahr (1789) aufgenommen wurden, waren zwei aus Heringen, einer aus Salza herbeigeholt. Ein zuverläßiger Beweis von dem Wohlstande, der Nährsamkeit und Sittlichkeit der Nordhäuser.

Die Kirchen sind alle im alten, ganz gewöhnlichen Styl gebaut, enthalten, auch im Innern, nichts Bemerkenswerthes. Wo ein Plätzchen frei war, sind vergoldetes Laubwerk, Trauben, marmorirte Säulchen, und blaue Felder angebracht. Vor-

züglich bekleckt und mit bunten Vorhängen prangend, sind die Stühle der Rathspersonen; aufgefrischte und neubemahlte Wappen und Schilder finden sich hier in großer Menge. In einer von einem Nordhäuser Prediger in neuern Zeiten verfertigten Kirchenbeschreibung heißt es zwar bei der Kirche St. Blasii: „In der ersten Etage über dem „Tisch des Altars ist ein künstliches Nachtstück, wie „unser liebster Heiland mit seinen Jüngern das „heil. Abendmahl hält. Unter diesem Gemälde ist „die Sonne mit güldenen Strahlen. Wo ihr Gesicht seyn soll, ist der Altar durchbrochen, das „Loch aber mit weissem Taffent, auf welchem der „Name unsers Gottes Jehova steht, bezogen. „Weil nun das Licht aus dem Fenster, welches dahinter steht, durch diesen Taffent fällt, so sieht „es recht artig aus.“ Ich habe Altar, Loch und Taffent, nebst dem einfallenden Lichte gesehen, diese Bemerknng aber unterschreibe ich nicht.

Nur das schöne Geschlecht geht in die untern Kirchenstühle, jedes männliche Wesen gehört auf die Emporkirche. Die Nordhäuser Damen sind wohl die einzigen, welche Uniformen nach der Verschiedenheit ihres Alters tragen. Alle von der wohlhabenden Klasse, welche über das Stuffenjahr der

Schönheit hinausgekommen sind, strotzen in dunkelrothen Gros de Tournen Kleidern. Junge Weiber, mannbare Mädchen, tragen blaue taftene Jacken und strohgelbe Röcke. Noch nicht zu diesem Alter gediehene Mädchen gehn in dunkelbraunen Tamis, reichlich mit rosenfarbenem Bande bebrämt. Diese sind indessen Kirchen- und Galla-Trachten, an gewöhnlichen Tagen sieht man diese Uniformen nicht. Kein Frauenzimmer, das schon weiß, warum es zum schönen Geschlechte gehöre, tritt über die Gasse, ohne mit einem Mantel, der bis an die Fersen reicht, behangen zu seyn. Diese sind bei den Gemeinen von Kattun, bei den bessern von blauem Tuche, oben mit einem gleichfarbigen Aufschlage, und einer goldenen Tresse besetzt. Die vornehmsten sind solche, bei denen noch vorne längs dem offenen Rande eine solche Tresse heruntergeht. Sämmtliche Weiber halten viel auf bunte Schuhe von blauem oder rothem Tuch, mit breiten Absätzen, die ihren großen platten Füßen aber keine Grazie mittheilen. Der einfache Kopfputz der Weiber der niedrigen Klasse steht besser; sie binden ihre vorn Haare in eine Art Toupee, und tragen hinten ein simples Käppchen, das mit einem breiten Bande vestgebunden ist. Schöne Gesichter sind äusserst selten. Die meisten sind länglicht, gelb und ohne

Ausdruck, doch sind die Augen ziemlich munter. Die Männer sind ein wenig schöner, und scheinen sehr vermischter Abkunft zu seyn.

Dem Gottesdienst wohnen die Kindermägde mit den Kindern bei. Die junge Frau läßt sich ihren Säugling nachtragen, und reicht ihm die Brust, wenn ihm während der Predigt hungert. Zuweilen klagen diese Kleinen ihre Langeweile durch ein jämmerliches Geschrei. Einer machte es zu arg; der tolerante Prediger, der durch sein Gequäk gestört wurde, legte ihm aber kein Schweigen auf, sondern hielt inne, und geduldete sich, bis der kleine Schreier entfernt war.

Mein Glück wollte, daß gerade bei meiner Anwesenheit ein Jubelfest gefeiert ward. Vor und nach der Predigt wurde lange musicirt. Jomellis rauschende Sinfonie aus C dur, die er zum Geburtsfeste einer Maitresse des Herzogs von Würtenberg verfertigen mußte, machte den Anfang. Eine Ouverture von Graun beschloß. Die f moll Arie, welche Euridice in Glucks Orpheus singt, und Bachs halber Morgengesang, waren, so unbarmherzig sie auch hergefiedelt und von sechs grossen Chorjungen abgeblökt wurden, leicht wieder zu

kennen. Der, dieser zusammengelesenen Musik, untergelegte Text war original.

Der Weinverkauf ist in diesem Freistaat ein Monopolium, und darf nur auf dem Rathskeller getrieben werden. Der Pächter desselben zollt der Stadt jährlich 600 Rthlr. Die Stadt liefert ihm die Weine und setzt die Preise. Er hat gewisse Procente für sich zum Vortheil. Hoch würde er dabei nicht kommen, wenn er sich nicht einen kleinen Handelstrug erlaubte, und jungen für alten Wein verkaufte. Die Bürger wissen dies, lassen sich lachend hintergehen, und sagen ihm nur ins Gesicht, daß er Nefas treibe. Diese Einschränkung der Bürger, in Absicht des Weinhandels, gereicht der guten Stadt zum Makel. Sie schützt indessen vor, daß es keinen Bürger gebe, der so vermögend oder unternehmend sey, ein Weinlager von allen möglichen Weinen anzuschaffen, und es würde der Stadt zur Schande gereichen, wenn ein Fremder hier käme, und irgend eine ihm beliebige Weinsorte nicht vorfände. Doch hat jeder Bürger die Freiheit, sich ein Ohm jedes Weins jährlich vom Auslande kommen zu lassen, wenn er ihn selbst consumirt. Er soll ihn aber nach den Gesetzen nicht ausschenken. Dies geschieht aber doch,

der Staat weiß es, und drückt ein Auge zu, weil er einsieht, daß er den Bürger hierin zu sehr eingeschränkt hat.

Der Charakter der Nordhäuser ist offen, frei, ohne Ziereien. Man spricht über Staats- und Stadtsachen ohne Umschweife und Aengstlichkeit, selbst in Gegenwart der Senatoren. Vor diesen nimmt man den Hut ein ganz klein wenig tiefer ab, sonst bezahlt man ihnen keine Ehrerbietung. Es gefällt ihnen, daß man anderswo Reformen macht, deswegen hielten sie besonders viel auf Kaiser Joseph, sie selbst aber glauben keine Reformen zu bedürfen. Nebenher bemengen sich die Brenner und Schweinfutterer ein Bißchen mit der Politik, und blättern so viel in fremden Zeitungen, daß sie das Historische der Zeitläufe ziemlich inne haben, ohne sonderlich ins Feine zu gehen. Die Bürger sind mittelmäßig wohlhabend, und setzen ihr Glück nicht sowohl in Luxus und Glanz, als in Zufriedenheit, unübereilte Thätigkeit und gute Laune. Gesunden Menschenverstand trifft man fast überall. Falsche Anmaßungen, Prahlsucht und Witzelgeist sind mir nicht vorgekommen. Sie finden sich nicht lächerlich und klein, wie die zu Goslar, und sind nicht aufgeblasen, wie die im Fluche mit Pa-

triciern überhäuften vornehmen Reichsstädter in Schwaben und Franken. Man beschwert sich nicht über den Magistrat, nicht über schlechte Nahrung, nicht über die Eingriffe der Fürsten. Man prahlt nicht mit seinen Herrlichkeiten, und begnügt sich mit dem goldnen Mittelstande bei dem Bewußtseyn, es so ziemlich mit dem Schicksale getroffen zu haben. Zu neuen Unternehmungen taugen die Nordhäuser nicht, können aber sehr wohl bestehen, wenn es mit ihrem Nährstande beim Alten bleibt, worin sie jetzt noch von Niemanden gestöhrt werden.

Die Religiosität steht im Mittel; man spottet nicht, aber man ist lau. Der evangelische Gottesdienst hat zu wenig sinnliches für ein gesundes starknervichtes Volk. Sorgenfreie, ihr Leben genießende Menschen werden nie Frömmler werden, wenn die Ceremonien und Gebräuche dem Grad ihrer Sinnlichkeit und Unwissenheit nicht angemessen sind. Der Nordhäuser besucht den Gottesdienst unausgesetzt mit anständiger Andacht, aber ohne religiösen Enthusiasmus.

Weniger Modesucht, Nachahmung und französirende Sitten findet man in keiner der Reichsstädte. Noch hat kein Franzose selbst als Sprachmeister hier gedeihen können, auch jetzt hat und verlangt die Stadt

keinen dieser in Deutschland so reichlich verstreuten Menschwesen.

Den Sitten sieht man das Obersächsische schon an. Die eiserne Thätigkeit, das harte, verdrossene Arbeiten, die gefurchten Stirnen der Niedersachsen sind schon verschwunden. Der Dialekt ist hochdeutsch, mit Vermischung plattdeutscher Redensarten. Die Vokalen werden weicher, die Konsonanten stärker. Z. E. Pätzig statt Patzig; Kreelen statt grölen u. s. w. Ich habe zum Spaß einigen ächten Nordhäusern die drei Wörter Kammrad, Camerad, und Kammerrath auszusprechen aufgegeben. Bei allen ihren Mundverdrehungen brachten sie keine unterschiedene Aussprache zu Stande; ein Wort lautete aus ihrem Halse gerade so wie das andere.

Nordhausen hat die zehnte Stelle auf der Rheinschen Städtebank, und ist unter den niedersächsischen Reichsstädten die vierte im Range. Der Reichsanschlag der Stadt beträgt 80 Gulden, zum Kammerzieler zahlt sie 94 Rthlr. 62½ Kr. Die Stadt hält 50 Mann, die unter einem Hauptmann stehen.

Die südliche Gegend von Nordhausen erhöht sich bis Sondershausen allmählich an. Um diese

Seite der Stadt stehn mehrere alte Warten oder runde gemauerte Thürme, in der Entfernung einer Viertelstunde von der Stadt, auf den Feldern her. Sie dienten zu den Zeiten der Fehde als Warnungsplätze, um den anrückenden Feind zu signalisiren. Der Boden ist fetter Märgel, grau, weißlich, gelb oder rother Farbe. Die stillstehenden Gewässer vom Harz bis Eisenach sind oft ganz roth, von dem Plus oder Minus der Eisentheilchen und anderer Mineralien, die der Boden hegt. Der Grund ist nicht mehr, oder doch weit minder felsicht. Mit Zorge, Ellrich u. s. w. fangen die, Sachsen charakterisirenden, Lehmhäuser an.

III.

Sondershausen.

Da ich mich, Nordhausen zu verlassen, anschickte, war mein Plan, von da nach Mühlhausen zu gehen. Der Weg aber über Sondershausen dahin, der nur eine Meile umführen sollte, ward mir als der beste beschrieben. Den größten Reiz für mich, um diesen Weg einzuschlagen, hatte die Idee des Abstechenden, das zwischen einer biedern, aber nichts weniger als modernen Reichsstadt, und der Residenz eines kleinen Fürsten seyn müßte, der noch dazu in seinem eigenen Ländchen lebt, und seine Unterthanen scharf im Auge hat.

Sondershausen liegt zwei kleine Meilen von Nordhausen, und es ward mir nebenher merkwürdig, daß die Oerter, wodurch ich auf dieser Straße, und weiter hin kam, nebst andern umliegenden Ortschaften, sehr häufig die Endigung hausen führten; häufiger noch als in Holstein die Büttel und in Schwaben die Fingen sind. Man hat auf dem Wege einige kleine Berge zu

übersteigen, mit einem Allerlei von frischen, mittelmäßigen Baumarten bewachsen, unter denen ich viele Thränenbirken unterschied. Aus den Thälern richten uralte Eichen ihre dunkelgrüne Wipfel empor. Mir begegnete niemand; der Verkehr zwischen Nordhausen und dieser kleinen Fürstenstadt ist sehr unbeträchtlich.

Sie liegt ungemein angenehm an der Wipper, in einer langen, ziemlich schmalen Ebene, die an beiden Seiten von hohen Hügeln, wie von einer Wand eingegränzt wird, und, wenn man von oben herabsieht, einem stillen breiten Flusse ähnelt, wodurch die aus der Mitte hervorragende Stadt ein wirklich wundervolles Ansehen bekommt. Doch scheint sie von ferne nicht viel mehr, als ein bloßer Zusatz des Schlosses zu seyn, welches sich sehr vortheilhaft präsentirt.

Ich bin dieses Schloß noch an eben dem Tage durchlaufen, da ich meinen Einzug in Sondershausen hielt. Die Tochter des Castellans hat die Güte, die Fremden herumzuführen. Noch in diesem Augenblicke bedaure ich die Mühe, die ich diesem artigen, überaus höflichen Mädchen dabei gemacht habe. Wenn Fremde öfters nach Sondershausen kämen, so würde sie diese Eigenschaften verlieren oder eigennütziger werden müssen, denn, so wie sie jetzt ist,

beleidigt es sie, wenn man ihr für ihre Gefälligkeit ein Geschenk anbietet.

Man läuft sich mit seiner Begleiterin im sondershausischen Schlosse matt, und verliert die Lust, es auf einmal ganz zu besehen. Es hat 350 Zimmer, wovon der jetzige Fürst einen großen Theil hat bauen lassen. Im Ganzen kann man es als einen Grundsatz annehmen, daß die kleinen Fürsten, wenn sie nicht etwan Originalköpfe sind, sich immer einen etwas größern zum Muster nehmen. Für den Fürsten von Schwarzburg-Sondershausen ist es demnach der Landgraf von Cassel, den er, wenigstens in seiner Bausucht, nachahmt. Er thäte vermuthlich dasselbe in seiner Neigung zum Kriegsstande, wenn sein Land ihn in den Stand setzte, ein gleiches Heer halten zu können. Dabei aber hat Fürst Günther einen Zusatz von Originalität, die ihn zu einer ganz eigenen Liebhaberei verführt hat. Der vornehmste Theil des Aufsatzes seiner 350 Zimmer besteht in Uhren von allerlei Art: große, kleine, Wanduhren, Schlaguhren, Repetiruhren, Spieluhren u. s. w. In mehreren Zimmern sind deren vier, nicht allzu symmetrisch gestellt. Einige haben ihm 600 Rthlr., die meisten viel weniger gekostet. Selbst gemacht hat er keine, ob er gleich in seinen Erholungsstunden die praktische Mechanik studirt, und besonders

nebst seiner ganzen Familie ein vorzüglicher Dendri- tenschleifer ist; wovon man des Breitern in Wezels Roman: Herrmann und Ulrike, Nachricht einziehen kann, als wo der jetzige Fürst unter dem Namen des Grafen Ohlau nach dem Leben gezeichnet ist.

Vor diesem fand er seine größte Freude in der Musik, an Schauspielen und Jagden. Seine Kapelle war die beste der Gegend. Seitdem er das Bauvergnügen vorgezogen hat, ist er so popular, als vielleicht kein deutscher Fürst, geworden. Anstatt daß andere Bauherren die Arbeiter nicht genug zur Thätigkeit antreiben, und über die viele verlorne Zeit klagen können, steht Fürst Günther bei den Bauleuten herum, und hält sie ganze Stunden von der Arbeit ab, um sich von ihnen Schnaken vorplaudern zu lassen. Von seiner Jagdliebhaberei sind keine Hunde, sondern jetzt nur noch 72 Pferde übrig, die er nicht oft in Bewegung setzt. Dabei aber wird sein Körper vor lauter Trägheit nicht weichlich; denn er hat Bewegung genug von seinen Uhren, die außer ihm kein Mensch aufwinden darf.

Nicht so originell, als seine Uhrsucht, ist für einen Fürsten sein Geschmak an einer Maitresse. Auch in der Wahl dieser ist er nicht fern von seinem Muster geblieben. Darin aber hat er mehr Vater-

landsliebe bewiesen, daß er seine Beischläferin aus seinen eigenen Unterthanen erkohren hat. Sie heißt Hannchen Männchen, ist die Tochter eines seiner Gardereuter, ein schönes Mädchen, nach den Begriffen der unfürstlichen Mittelklasse, soll aber herzlich dumm seyn. Daher kommt es wohl, daß sie weder bei Hofe, noch im Staat einigen Einfluß hat, und blos das Bett mit dem Fürsten theilt. Doch wohnt sie auf dem Schlosse, nahe bei den Prinzessinnen, die ihr weder mit Achtung noch Verdrusse begegnen, sondern sie treuherzig dutzen.

Der Fürst hat drei Prinzen und drei Prinzessinnen. Der Erbprinz wohnt eine Stunde von der Stadt im Walde, und hat, nach dem Beispiele seines Vaters, gleichfalls eine Dame, die die Tochter eines Fleischers ist. Sie ist das Gegentheil von Hannchen Männchen; nicht schön, aber hat Witz. Der junge Erbe läßt wacker aufgehen, und macht Schulden. Sein sparsamer Vater gesteht ihm 8 Pferde zu, und er hält über dreißig. Er ist zwar lange über die Kinderjahre hin, aber so muthwillig, daß seine größte Freude darin besteht, bei Donner und Blitz parforce zu jagen.

Die Prinzessinnen sind gutmüthige Wesen; schade, daß man diese durchlauchtige Sprößlinge in ihrer Kindheit gar zu ängstlich gewartet hat. Denn

die beiden ältesten sind schief, und nur die jüngste, die für eine Schönheit gelten kann, ist gerade. Einmal hielt der in mercantilischen Katastrophen sehr glückliche Herzog von Hildburghausen um die älteste Prinzessin an, und sie würde ihn nicht verschmäht haben, wenn ihr Vater nicht die wahren Ursachen seiner Bewerbung durchgeblickt, und ihr gerathen hätte, ihr Geld und ihre Ledigkeit noch fürs Erste für sich zu behalten. Die reinste Keuschheit der Prinzessinnen wird in Sondershausen für ausgemacht gehalten, und es verlautet kein Sterbenswörtchen von einer Liebesintrigue, obgleich öfters Officiere der benachbarten Gegenden zur Residenz kommen, zumahl im Winter auf die Redouten, deren im Jahr 1788 hier 20 gehalten wurden, wobei manchmal an die 600 Masken erschienen. Die weltlichen Ergötzlichkeiten aber stellen den frommen Geist der Prinzessinnen nicht vor allem Ueberdrusse sicher, und auf ihrem Gesichte sind oft vor Ennui Harmpfoten aufgedrückt. Solche, so gut es sich thun lassen will, abzuglätten, bemüht sich der Rektor Bötticher, der täglich drei Stunden zu ihnen geht, und Vorlesungen über Religion und Geschichte hält. Es giebt ein Buch von ihm, die angenehmen Monathe betitelt. Ich habe es nicht gelesen, das deutsche Publicum hat es vergessen, in Sondershausen findet sich's noch.

Dieser Mann war einst der Lehrer von Wetzel, dem unser Publicum einige vortreffliche Schriften, vornehmlich im epischen Fache, verdankt; denn in Rücksicht auf die Güte seiner Schauspiele habe ich der Meinung seiner Freunde nie seyn können. In den Zeiten, wo sie erschienen, wurden sie mit begierigem Munde gelesen. Tobias Knaut war einer seiner ersten und schwächsten Romane. Man fand ihn so gut, daß man, weil der Verfasser unbekannt war, und sich bloß mit einem W. unterzeichnet hatte, ihn dem Verfasser des Agathons zuschrieb, worüber Wieland sich so entrüstete, daß er den Verfasser im Teutschen Merkur unbarmherzig heruntertrumpfte, und dafür von Lenz in einem Epigramm, der Archiplagiarius, bestraft wurde. Umstände, die zur geheimen Geschichte der Schwachheiten und Verirrungen des größten deutschen Schriftstellers gehören, und deren Entwicklungen wahrscheinlich in dem merkwürdigen Buche zu finden seyn werden, woran Wieland schon lange schreibt, und dessen Herausgabe, laut seines Versprechens, nach seinem Tode erfolgen soll.

Wetzel war damals ein junger, feuriger, ehrsüchtiger Kopf, der sich das: aut Caesar aut nihil, zum Wahlspruche genommen zu haben schien. Dieser Druck, den das mißgünstige Urtheil des großen

und anderer kleinen Meister seinen Leidenschaften bei-brachte, die Dürftigkeit seiner Jugend, die seinen gewaltsamen Flug hemmte, und verschiedene Wirbeleien, die er mit Menschen und Buchhändlern hatte, klemmten seine verwegene Seele. Er ward mißmüthig, barsch, kaustisch. Er konnte sich zwischen Menschenliebe und Menschenhaß nicht unbeschädigt durchwinden. In seinen jüngern Jahren halfen ihm jugendlicher Leichtsinn und die Laune des Genies noch so weit hin, daß er in seinem Herrmann, in der Wilhelmine Arend, und einigen andern Schriften der Art, seine innere Wuth über das dumme Spiel des Lebens nicht immer und ganz durchbrechen ließ. In seinem Belphegor aber erschöpfte er schier den ganzen Phlegeton des rasenden Unmuths über alles, was Existenz und Leidenschaft der Menschen genannt werden kann. Mir war, bei Lesung dieses Buchs in früheren Jahren, zu Muthe, wie einem, der an der äussersten Spitze von Shakspeare's Cliff steht, wovon Edgar im Lear jene Seelen-betäubende Beschreibung macht, von welcher einer der besten Glossatoren des Dichters sagt: Wer sie ließt und nicht schwindelt, muß einen ganz vortrefflichen oder ganz schlechten Kopf haben.

Sein letztes Werk über die menschliche Seele ist unvollendet geblieben. Der arme We-

zel hat zwischen der Verfertigung desselben einen Verlust erlitten, von dem er sich wohl nicht wieder erholen wird. Armer Wezel! Die große Fülle deiner Ideen verstopfte den Quell, woraus sie vormals so überströmend flossen. Du bist nicht mehr, was du warst. Dein Körper lebt, deine äussern Sinne verrichten ihr Amt; aber an die Stelle deiner denkenden Seele ist eine träumende getreten, die in dunkeln Erinnerungen an dein vergangenes Ich embryonisch ihr Daseyn wegfaselt. Warum warst du so schwer? Du würdest jetzt nicht so leicht seyn.

Der Grund zu Wezels Unglücke war, daß er nie von irgend einem Menschen, von irgend einem Vorurtheile abhängen wollte, wie schöne Anerbietungen man ihm auch von verschiedenen Seiten her gethan hat. Eine ganz eigene Bizarrerie von ihm muß ich doch anführen. Sein Vater lebt nicht mehr; nur seine Mutter ist noch in Sondershausen, wo er gebohren und erzogen ward. Seine und seiner Familie Begriffe standen schon in seinen frühsten Jahren in solcher Ferne auseinander, daß er selbst in seiner Kindheit bereits den Glauben merken ließ, er sey nicht von diesen Eltern gezeugt und gebohren. Daher fruchteten ihre Erziehung, ihr Beispiel, ihre Autorität, ihre Züchtigung nichts an ihm. Er hielt sich an verschiedenen Orten Deutschlands auf, und

studirte die Menschen nach dem Klima, der Lage und Regierungsform. Seine Mutter wünschte sehnlich, ihr Sohn mögte sich doch zu etwas bequemen. Den letzten Brief, voll solcher vergeblichen Mutterwünsche, schrieb sie ihm nach Wien. Er antwortete ihr abschläglich und hart, er würde ihr nicht gehorchen, gegen sie hätte er keine Sohnspflichten, er könne höchstens ihr Pflegekind seyn; denn wie es möglich wäre, daß sie solch einen Sohn, wie er, habe gebähren können?

Die verachtete Mutter fühlt die ganze Unbilligkeit dieser Behandlung; aber seitdem ihr Sohn sich in seinem jetzigen Zustande, und wieder in Sondershausen befindet, nährt sie ihn zum Theil mit der Arbeit ihrer Hände. Denn sie fürchtet, daß, nach ihrem Tode, zu seinem Unterhalte das Geld nicht hinreichen werde, das er mit seinen wohlbezahlten Schriften gewonnen, einen Theil davon durch Sparsamkeit erhalten und mit zurückgebracht hat. Er lebt völlig einsam, flieht die Spur alles dessen, was Mensch heißt, geht nie bei Tage aus, nur des Nachts wagt er sich hervor, und streift bis zum grauen Morgen in den Wäldern herum. Er genießt nichts als dünnen Caffe und abgebrühte Kartoffeln. Bei Hofe kennt man ihn nur unter dem Namen des übergeschnapp-

ten Gelehrten. Der Fürst und Hannchen Männchen haben keinen Begriff davon, wie es möglich sey, den Verstand zu verlieren. Sie lesen nie, und Wetzel wird nahe beim Schlosse Hungers sterben, wenn seine alte Mutter keine Kartoffeln mehr aufbringen kann.

Nicht das einzige Beispiel aber in Sondershausen von der Nichtigkeit menschlicher Größe ist der arme Wetzel. Es schmachtet, nicht ferne von ihm in Traurigkeit, nach leeren Hoffnungen schnappend, der Bruder des Fürsten, August, der in einem langen Flügel des Schlosses wohnt, welcher sich von außen wie ein Gymnasium präsentirt. Wie Wetzel zwischen Menschenliebe und Menschenhaß, so schwebt er zwischen Mangel und Creditlosigkeit. Sein ganzer Jahrgehalt besteht aus 10000 Rthlr., welche an einem Orte, wo jeden Winter 20 Redouten vorfallen, und zu jeder eine beliebte neue Charaktermasque angeschafft werden muß, ein gar geringer Ertrag sind. Prinz August vertreibt daher seine Zeit, die er dieser hochfürstlichen Freude nicht widmet, in Meditationen auf allerlei Suppliken, wodurch er seinen regierenden Bruder zur Erhöhung seiner Apanage-Gelder zu bewegen hofft. Der Fürst ist schon gewohnt, seinen Bruder immer aufs neue supplici-

ren zu sehen, und dessen Vorstellungen machen keinen Eindruck auf ihn. Der höchste Coup fin, den August zu machen wußte, besteht darin, daß er sich eine Prinzessin von Bernburg anvermählen ließ, die ihm 100000 Rthr. baar Geld mitbrachte, worin er einige Stunden wühlte, und gewaltig erschrack, als seine Gläubiger sie ihm bis auf den letzten Groschen abrechneten. In diesem Zustande vertrauert Prinz August sein hoffnungsloses Leben.

Man sieht aus dem Benehmen des Fürsten gegen seinen Bruder, und, wie schon erwähnt worden, aus der Einschränkung, worin er seinen verschwenderischen Erbprinzen gern halten mögte, daß er nichts weniger als freigebig ist. Seine Einkünfte belaufen sich nach einem Mittelanschlage auf 200000 Rthr., wovon er in und um Sondershausen 50000 circuliren läßt. Seine Vorfahren in der Regierung hatten, nach Art kleiner Fürsten, viele Schulden gehäuft, die nun durch ihn getilgt sind. Sein Militair besteht aus 150 Mann Infanterie und 28 Garde=Reutern, schönen, wohlgekleideten Leuten. Diese scheinen nicht übel mit ihrem Fürsten zufrieden; der Bürger aber und Bauer sind lau im Preise ihres Landesherrn. Sa=

lomo sagt, ein guter König müsse früh aufstehen. Das thut der Fürst von Sondershausen. Sein erstes Morgengeschäft ist, nach seinen Pferden zu sehen. Dann spaziert er im Garten oder auf dem Felde, schaut den Bauern zu, windet seine Uhren auf, hält Mittagstafel und flugs an die — Regierungsgeschäfte. Diese zu besorgen, hilft ihm ein Kanzler, der 2000, und 4 Assessoren, deren jeder 400 Rthlr. Gehalt hat. Kanzler bei ihm ist der geheime Rath von Hopfgarten, Besitzer des artigen Fleckens Schlotheim, 2½ Meilen von der Residenz. Er und der Fürst sind die einzigen reichen Leute im Lande, und haben ihre Geldposten so gut und überall anzulegen gewußt, daß Privatleute, die ein paar Thälerchen übrig haben, sie fast gar nicht oder nur unter 4 pro Cent anbringen können. Kenner wollen wissen, daß die Sondershäusischen Bergwerke, wenn sie angebaut würden, eine gute Ausbeute gewähren dürften. Der Fürst mag nicht übel Lust dazu haben; die Bergwerke aber sind sein ausschließliches Eigenthum nicht, sondern er besitzt sie mit seinem Nebenhause Rudolstadt gemeinschaftlich. Rudolstadt hat immer kein Geld in Cassa, Sondershausen will nicht allein vorschießen, und so bleiben die Bergwerke ungenutzt.

Fürst Günther ist nicht als Stammhalter der Schwarzburg-Sondershausischen Linie gebohren, sondern nur apanagirt, und das Haupt der Ebenlebischen Linie, als er seinem Onkel, dem damals regierenden Fürsten, succedirte. Dieser haßte seine Vettern von Ebenleben dermaßen, daß, da er ihnen die Erbfolge nicht entziehen konnte, er ihnen doch seinen baaren Nachlaß nicht zukommen lassen wollte. Er bot solchen bei verschiedenen, mit seinem Hause verwandten, Fürsten herum, deren keiner ihn aus Ehrgefühl annehmen wollte. Endlich fand er den Herzog von Koburg, der so gutwillig war, ihm das Vermögen als Erbe abzunehmen. Diese Habsucht gereichte dem Herzoge nicht zum Seegen. Sein bisheriger Besitz war eingeschränkt gewesen, auf einmal sah er sich als Herr eines grossen Vermögens, das er aber nicht übersehen konnte. Er schlug es zu hoch an, machte seine Einrichtungen darnach, und in kurzer Zeit waren Erbschaft und Eigenthum verschwendet.

Die Stadt Sondershausen hat 400 Feuerstellen, und etwas mehr als 2000 Menschen, den Hof und das Militair mit eingerechnet. Was nicht hiezu gehört und keinen Kram treibt, lebt vom Ackerbau und Viehzucht. Ich habe hier vorzüglich schöne Schafheerden bemerkt, die Thiere waren so

groß und so reich von Wolle, wie man sie selten in Deutschland sieht. Dies versteht sich von Privat-Schafen; denn die fürstlichen waren bereits alle geschooren, ob es gleich noch in den ersten kalten Tagen des Junius war.

Unter dem weiblichen Geschlechte habe ich viele feine, weiche Gesichter, sanfte blaue Augen, einen niedlichen Wuchs und überhaupt ein zartes Gebilde wahrgenommen. Sie kleiden sich sauber und nett, und treten wie Tänzerinnen einher. Man kann sicher behaupten, daß es in Deutschland wenig Städte von der Kleinheit giebt, wo die Weiber so viele natürliche Reize, als hier, besitzen.

Noch verdrießt es mich, daß ich ein vorzügliches Denkmal von Sondershausen, den weltberühmten **Püsterich**, mir nicht habe zeigen lassen. Man machte mir allerlei Umstände darüber, und ich bin kein Freund von Umständen, wenn es auf nichts bessers ankömmt, als einen Püsterich zu sehen. Die Gelehrten sollen allerlei darüber geschrieben haben, und sehr verschiedener Meinung über die Herkunft und den Gebrauch dieses alten Undings seyn. Einige halten es für einen Götzen, andere für eine Feuermaschine, deren man sich im Kriege bedient hat. Aecht deutschen Ursprungs soll es auch nicht seyn, sondern einer von Heinrichs Knappen es den Hunnen

abgewunden haben, die im Jahr 933 bei Merseburg und überall in dieser Gegend von den Deutschen so große Schlappen erhielten. Es heißt, daß man hin und wieder im Felde noch allerlei Spuren dieser Begebenheit antreffe. Mehr Kunde über den Püsterich habe ich nicht aufgetrieben.

Doch mag der Püsterich immer schon zu Marbods Zeiten ein deutscher Götze, und in dieser Gegend verehrt worden seyn; denn das Schwarzburgische gehört unter die alleràltesten deutschen Grafen-Häuser. Das Glück dieser Familie hat es nicht so, wie andere weit jüngere, empor kommen lassen wollen, obgleich im Jahr 1347 ein Strahl für die Erhöhung desselben aufglimmte, als Günther von Schwarzburg zum Kaiser erwählt ward, dessen Muth, Biederkeit und altdeutsche Tugenden allgemein zu der Hoffnung berechtigten, er würde das zerrüttete Reich von seinem nahen Verfalle retten. Er starb zu früh, gleich im Anfange seiner Regierung, zu Frankfurt, wo er sich hatte krönen lassen, an Gift, wahrscheinlich auf Anstiften Karls von Böhmen, seines Nebenbuhlers und Nachfolgers. Wär es Günther gelungen, so mögten in jetzigen Zeiten die Grafen von Schwarzburg die Rolle in Deutschland spielen, die nun den Enkeln des kleinen Rudolphs von Habsburg zu Theil geworden ist.

Das gräflich Schwarzburgische Haus hat sich erst 1522 in beide noch bestehenden Linien, die Sondershausische und Rudolstädtische getheilt. Beide Grafen sind erst in diesem Jahrhundert zu Reichsfürsten erhoben. Das Land ist ungefürstet geblieben. Es giebt 200 Gulden zum Römermonate, und stellt, im Verein mit der Grafschaft Reuß, 1000 Mann zum Reichskriege. Die ganze gemeinschaftliche Grafschaft Schwarzburg enthält 12 Städte, 15 Marktflecken, 15 Schlösser und 45 Quadratmeilen, worauf 100000 Menschen wohnen. In diesen kleinen Bezirk geschlossen sind vier Regierungen und vier Consistorien: zu Sondershausen, Arnstadt, Rudolstadt und Frankenhausen.

Sonst ist das Land ein fruchtbarer, schöner Erdstrich. Die Natur hat es mit Früchten aller Art, zahmen und wilden Thieren, Holzungen und Mineralien bis zum Ueberflusse gesegnet. Gliche nur der Fleiß der Bewohner dem guten Willen der für sie so reichlich sorgenden Natur, benutzte er nur die dargebothenen Gaben mit dem Betriebe und der Indûstrie, die die Cultur unsers Jahrhunderts so sehr erleichtert: so würde das Land im Ganzen weit wohlhabender, und mancher jetzt arme Einwohner begütert seyn. Doch fällt dieser Mangel an Indûstrie weit mehr dem Hofe, als den Unterthanen zur Last. Die

schlechte Wirthschaft der Fürsten hat die Nahrungsquellen der Bewohner bis zur Versiegung in sich getrunken, ohne für neue zu sorgen; man hat sich nicht bemüht, Manufakturen und Fabriken zu errichten, vielweniger ihnen Vorschub zu thun und sie aufzumuntern. Man ging vorwärts mit seinem Jahrhundert in Aufwand, Modesucht und Verschwendung; zurück aber blieb man in der Cultur, Aufklärung, Vervollkommnung nützlicher Künste und Erfindungen. Doch trifft dieser Vorwurf nicht sowol Sondershausen als Rudolstadt, und liegt noch schwer auf diesem letztern Hofe.

Der Fürst von Sondershausen liebt seinen alten Erbort, Ebenleben, mehr als seine Residenz, und bringt den größten Theil seines Sommers daselbst zu, obgleich weder die Lage, Gegend, das Schloß, noch der Garten mit Sondershausen zu vergleichen sind. Ebenleben liegt anderthalb Meilen von der Residenz, und ist ein Flecken kleiner wie Schlotheim. Das merkwürdigste hier ist der Garten, wo kein Mensch, der nur einen kleinen Antheil von Geschmack und Gefühl des Schicklichen erlangt hat, eine Minute ausdauern kann, ohne, wie Bahrdt sich ausdrücken würde, vor Lachen sich wälzen zu müssen. Ob Fürst Günther hier ernsthaft bleibt oder nicht, habe ich nicht erfahren können. Genug, Proben eines ab-

scheulichern Geschmacks, einer schändlichern Zusammensetzung habe ich in meinem Leben nicht gesehen, fürchte auch nie, dergleichen wieder zu erblicken. Der ganze Garten ist mit Figuren, oder vielmehr mit hölzernen Klötzen aus allen Thierreichen überworfen. Um dem Holze den Anschein von Stein zu geben, sind alle diese Blöcke mit weißgrauer Oehlfarbe überschmiert. Alles ist platte, grobe, erzgemeine Natur, ohne die geringste Veredelung, ohne daß der Geist des Künstlers sich nur in dem kleinsten Zuge bewiesen hätte. Gleich am Eingange des Gartens wird der Ankommende von einem Mittelgefühl zwischen Grauen und Lachen befallen, indem er zwei steinhölzerne Soldaten an beiden Seiten, erblickt, die das Gewehr zu präsentiren scheinen. Es sind ein paar Flügelmänner von den allerlängsten, mit Zopf, steifen Locken, Hut und Cokarde, ganz militairisch. Da diese Halbriesen noch dazu auf hohen Fußgestellen stehen, so fallen sie desto ungeheurer ins Auge. Toller, als; diese, sind noch zwei mit glatten Steinen ausgelegte große Becken, die nie von anderm, als Regenwasser, feucht geworden sind. Statt dessen sind diese Becken mit langleibigen Gäulen in rennender Stellung ausgefüllt, auf welchen Postillons mit kleinen Hüten, großen Cokarden, dicken stumpfen Zöpfen, kurzen fliegenden Jacken, Courierstiefeln

und französischen Wachslocken, ein großes gewundenes Waldhorn blasen. Neben ihnen laufen zwei kleine zu blaffen scheinende Hunde; und dabei steht ein gekappter, weißbemahlter Baum, mit Resten von wirklich grün angestrichenen Blättern. Dreimal seliger Fürst, der du dich hier, mit nichts als preußischer und französischer Kunstnatur umgeben, auf deinem stolzen Eigenthum ergehst, und dir den Kopf nicht mit griechischen Idealen verdirbst, wozu du die Originale in deiner Familie vergeblich aufsuchen würdest!

Ein Theil des Weges von Sondershausen nach Ebenleben ist ungemein reitzend. Eine kleine Strecke von jener Stadt, fängt ein eingehegter Wald von Hagebuchen an, dessen südlicher Rand mit babylonischen Weiden umkränzt ist. Durch diesen Wald führt keine gemachte Heerstraße; die Natur hat den Weg gebahnt, so eben, vest und sanft ist der Boden. Die geraden, säulengleichen Baumstämme sind so glatt und unbemoost, als würden sie unaufhörlich von der Kunst gesäubert. Man sieht keine todten Reiser herumliegen, kein Aestchen krankt. Die dichten Bäume legen ihre weiten, blätterreichen Zweige freundnachbarlich über einander, und wachsen zu einem undurchdringlichen Laubdache zusammen. Kaum stehlen sich spärliche Sonnenstrahlen durch die verschlungene Arme der Bäume. Es regnete stark, und

selten gelangte ein Tropfen zu Boden. Der Wind haußte in den Wipfeln, und schüttelte den aufgefangenen Regen von Fach zu Fach, und doch ward die Erde darunter nicht besprützt. Mich umspielte eine Mückenwelt, gleich als trübte den Himmel kein Wölkchen. Ich ging daher, wie unter einem schützenden Gewölbe, und empfand nichts von dem unfreundlichen Wetter, das über des Waldes Scheitel tobte. Kein Wunder, daß die alten Bewohner der Welt solche Haine den Gottheiten weihten! Wie manches nun verhallte Lied mag hier einst von den Barden dem Wodan gesungen, wie manches Freudengeschrei von den alten Thüringern, dem von ihnen erkannten Naturgott zu Ehren, hier durch die stillen Lüfte erklungen seyn!

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Heß, Jonas Ludwig von, 1756-1823

Durchflüge durch Deutschland, die Niederlande, und Frankreich

Bd.: 1

Hamburg 1796

It.sing. 449-1/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10467018-1
VD18 90525418-001